

**März 03/2011**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Egbert Ballhorn  
Vom Wort, das den Abgrund überbrückt 65

---

Lioba Faust/Gunther Fleischer  
Ein Dialog über die Betonungsfindung  
beim Vortrag der Lesungen 67

---

Raimund Hanisch  
gebrochen und ganz – Leib Christi sein 74

---

Detlef Schneider-Stengel  
Das Trauercafé als pastoraler Ort 80

---

Elmar Nass  
Gute Gründe zu glauben 85

---

Literaturdienst: 93

Fridolin Löffler: Schale der Sehnsucht.

Alex Stock: Liturgie und Poesie.

Rainer Oberthür: Die Bibel für Kinder und alle im Haus.

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

PD Dr. Egbert Ballhorn, Neue Straße 3, 31134 Hildesheim |  
Dr. phil. Lioba Faust, Spindelbachweg 2, 93059 Regensburg |  
Dr. Gunther Fleischer, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |  
Dr. Raimund Hanisch, Jagdfeld 44, 42929 Wermelskirchen |  
Dr. Detlef Schneider-Stengel, Schützenstraße 33, 45657  
Recklinghausen | Domvikar Dr. Elmar Nass, Bendelstraße 37,  
52062 Aachen

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-  
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,  
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr.  
32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski,  
Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner,  
Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz  
Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln  
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,  
Fax (0221) 1642-7005,  
Email: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im  
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,  
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |  
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung  
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis  
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher  
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag  
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Egbert Ballhorn

## Vom Wort, das den Abgrund überbrückt

Das letzte Wort ist ein Wort des Abstands. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ (Ps 22,2). Das letzte Wort Jesu ist verstörend, auch heute noch. Und gesprochen wurde es von einem Jesus, der selbst verstört, ja zerstört war. Die letzte Gotteserfahrung ist die Abwesenheit Gottes. Und das ist das letzte Wort. Wo bleibt Gott? Jesus weiß es nicht. Gott ist nicht nur abwesend, er selbst ist es, der ihn verlassen hat. „Warum hast du mich verlassen?“ – dies ist ein Wort der Trauer, der Klage und der Anklage. Und doch ist es auch ein Wunder. Ein Verlassener bricht das Schweigen und spricht über seine Einsamkeit. Er brüllt heraus, was ihm am meisten fehlt. Am Ende steht nicht das Schweigen, sondern der Ruf in den Abgrund. Und dieser Ruf ist ein Wunder. Denn die Abwesenheit Gottes wird zugleich diesem Gott gegenüber bekannt. Gott hat sich abgewandt, und doch wird ihm diese Abwendung zugerufen. Gott ist abwesend; und doch gibt es für Jesus das Du des Abwesenden. Ein Paradox des Glaubens. Gott hat Jesus verlassen, aber Jesus hat Gott nicht verlassen. Er nennt ihn immer noch den Seinen. In der Rede ist die Hoffnung, dass die Worte den Entfernten erreichen, dass sie ihn überholen, ihn einholen, ihn zurückholen. Die Frage ist Verzweiflung und zugleich Hoffnung, dass es doch eine Antwort geben möge. Und jede Antwort, gleich in welcher Form sie ergeht, würde die Frage aufheben. Und jedes Schweigen würde die Frage Lügen strafen. Aber dieses Wort der Sehnsucht und der Frage kann nicht verhallen, bis es sein Ziel gefunden hat. Alles andere ist unmöglich.

Hier glaubt jemand, der die letzten Tiefen der Verlassenheit durchschreitet, aber nicht bereit ist, diese Einsamkeit ganz von der Wirklichkeit Gottes abzulösen.

Der Jesus, der am Kreuz hängt, hat keine eigenen Worte mehr. Die sind ihm alle ausgegangen. Er hat nur noch die Worte der Psalmen. Die geliehene Sprache der Psalmen. Darin liegt die Barmherzigkeit der Psalmen, eine geliehene Sprache wie einen Mantel um die Nacktheit der Wirklichkeit zu schlagen, das geschundene Fleisch zu bedecken. Das fleischgewordene Wort braucht das Wort des Israel im Fleische, um zu sich selbst zu finden. Es erkennt sich wieder in den Worten, die viele Menschen vor ihm und nach ihm gesprochen haben. Der Sohn Gottes tritt solidarisch ein in die unabsehbare Reihe der Menschen, die diese Worte vor- und nachgesprochen haben. Er ist ganz allein; und er ist einer von vielen, die ganz allein sind.

Mit dem einen Wort sind die anderen Worte gegeben. Der Gottessohn, der sich dieses Wort leiht, steht nun im Zusammenhang aller Worte. Das eine Wort ruft den ganzen Psalm herbei. Wenigstens im Psalm bleibt es nicht das letzte Wort. Der Beter des Psalms spricht weiter – zum abwesenden Gott, der keine Antwort gibt. Er beruft sich auf die Vorfahren im Glauben, die riefen und Antwort erhielten (Ps 22,5f.). Und er beruft sich auf seine eigenen Erfahrungen. Der Gott, den er anruft, ist derjenige, den er schon vom Mutterleib an „mein Gott“ nannte (Ps 22,11). Und Gott kommt näher, herbeigerufen durch das Gebet. Schon in V20 heißt es „aber du, HERR, sei nicht fern“, und dann schließlich „rette mich!“. Was im Verlauf des Psalms geschieht, ist ein Geheimnis. Wer nähert sich hier wem? Im letzten Teil des Psalm bekennt der Beter von Gott: „Sein Angesicht hat er nicht vor ihm verborgen“ (Ps 22,25).

Dem langen Weg, den der Psalm zurücklegt, liegt ein noch längerer Erfahrungsweg zugrunde. Eigentlich ist das ganze Paradox

des Textes schon im ersten Vers ausgesagt. Aber erst der Verlauf des gesamten Psalms bestätigt, was zu Anfang bereits zu hoffen war: Das Du Gottes muss auf Dauer stärker sein als seine Abwesenheit. Dies ist sein Wesen. – Wer sich diesen Psalm zu Eigen macht, macht sich auch diese Gotteserfahrung und diese Hoffnung zu Eigen. Mehr noch: Er ruft sie herbei.

## Psalmen-Christologie

In den Passionsevangelien nach Markus und Matthäus ist Ps 22 der Deutetext schlechthin. Er läuft in vielen Einzelheiten durch die Erzählung hindurch und gibt so das verborgene Muster ab, nach dem das Leiden Christi geschieht. Das Verteilen der Kleider, das Höhnen und das Unverständnis der Menge, das Foltern des Körpers, dies alles sind nicht nur Episoden und Zufallsereignisse, es sind Hinweiszeichen für diejenigen, die Psalmen lesen und Psalmen leben.

Den Evangelisten steht klar vor Augen: An Jesus Christus wird dieser Psalm wahr gemacht.

Man kann von wechselseitiger Sinnanreicherung sprechen. Ohne den Passionspsalm hätte es kaum eine Möglichkeit gegeben, das unschuldige Leiden Christi in Worte zu fassen, auf dessen Sinndimension zu vertrauen. Aber auch Ps 22 wird dadurch, dass er Psalm Jesu war, ein neuer Psalm. Der Psalm der vielen Beter und Beterinnen wird zum Psalm Jesu Christi schlechthin. Was der Psalm erhofft und besingt, das ist zu Ostern geschehen. Ostern ist der einzigartige Erweis des rettenden, des anwesenden Gottes, der ein für allemal in Christus beglaubigt, dass dieser Psalm wahr ist und wahr bleibt, dass der Gott, der als der abwesende erfahren wird, von sich aus die Abgründe überbrückt. Selbst über den Abgrund des Todes hinweg spricht das Wort des Lebens.

### Liebe Leserinnen und Leser,

zwischen Lesen und Vorlesen besteht ein himmelweiter Unterschied. Wer liest, hat immer ein optisches Bild des Textes vor Augen, das beim Verstehen hilft. Wer vorliest, muss dies so tun, dass die Hörschaft ohne dieses optische Hilfsmittel allein aufgrund des Höreindrucks soviel wie möglich vom Text aufnimmt. Diese Herausforderung betrifft Lektor(inn)en wie Priester und Diakone gleichermaßen. Betonungen und Pausen sind dabei unbestreitbar entscheidende Steuerungsmittel. Wie sie konkret einzusetzen sind, darüber kann man durchaus diskutieren. Ein solches Gespräch führen die im Bistum Regensburg arbeitende Sprecherzieherin **Dr. Lioba Faust** sowie ich selbst als Exeget und Lektorenausbilder im Erzbistum Köln.

Der ebenfalls in Köln arbeitende Krankenhausseelsorger **PR Dr. Raimund Hanisch** geht auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen in existentieller Weise der Frage nach, was es für Gesunde wie Kranke bedeuten kann, sich als Zelle des Leibes Christi zu begreifen und dabei das Bild der Körperlichkeit auch auf die eigene Leiblichkeit zu beziehen.

Das Projekt eines Trauercafés schildert von seiner Konzeption bis zur Umsetzung sowie im Blick auf Gelungenes und Problematisches **PR Dr. Detlef Schneider-Stengel** vom Katholischen Stadtsekretariat Gelsenkirchen.

Schließlich findet der Aachener Christliche Sozialwissenschaftler und Beauftragte für die Priesterfortbildung, **Domvikar Dr. Elmar Nass**, gute Gründe, in zahlreichen aktuellen Fragestellungen die Argumente des Glaubens in die Waagschale zu werfen und so missionarisch zu wirken.

Mögen die Beiträge Sie zum eigenen Weiterdenken und Ausprobieren von Neuem beflügeln,

wünscht Ihnen mit herzlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

# Ein Dialog über die Betonungsfindung beim Vortrag der Lesungen

## Die richtigen Akzente setzen

Kaum etwas scheint selbstverständlicher, als das richtige Wort zu betonen. Für das Sprechen im Alltag trifft dies uneingeschränkt zu, denn wir betonen immer jenes Wort, das den Kern der Aussage trifft. Was aber geschieht, wenn wir lesen? Wenn der Satz nicht zu lang ist, können wir ihn ganz überblicken. Der Punkt am Satzende signalisiert: Hier senken wir die Stimme und landen – häufig unwillkürlich – mit einem Schwerpunkt, einer Betonung. Dieses Lesemuster zieht sich oft wie ein roter Faden durch einen Text. Damit ein Text nicht nur verständlich, sondern auch lebendig vorgetragen wird, muss dieses Lesemuster aufgebrochen werden, denn keineswegs treffen wir mit der Endbetonung stets das eigentlich Gemeinte. Fragt man nach, welches Wort im Satz denn zu betonen sei, werden seitens der Lektoren oft viele Möglichkeiten genannt, je nachdem, wie ein Leser den Satz versteht. Prinzipiell trifft dies zu. Wir müssen uns aber immer fragen, ob wir mit dem Wort, das wir zur Betonung ausgewählt haben, auch den Sinn der Aussage treffen.

*So klar die Fragestellung ist, so unentschieden ist im Vorhinein die Antwort. Denn den Sinn einer Aussage gibt es in den biblischen Lesungen nicht unbedingt. Es kann durchaus der Fall sein, dass mehrere Lesarten sinnvoll sind. Dies liegt an der Gat-*

*tung „Text“, der auch die Bibel zugehört. Als solche ist sie prinzipiell so interpretations-offen wie ein Musikstück als Notentext. Was der Instrumentalist für die Musik ist, das ist die Lektorin bzw. der Lektor für den biblischen Text: Interpret. In beiden Fällen gibt es – jedenfalls oft – verschiedene Lesarten.*

*Was ihnen allen aber gemeinsam ist: Kein professioneller Sprecher – um jetzt beim Text zu bleiben – wird versuchen, die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten in eine einzige Rezitation einzubauen und im selben Satz vorsichtshalber alle denkbaren Betonungen unterbringen. Eindeutigkeit heißt das Gebot des Vorlesens. Diese zu finden ist nicht Aufgabe des Hörenden, sondern die Vorgabe, die der Vorlesende bzw. Lektor zu leisten hat, damit das Gehörte direkt ins Verstehen eindringen kann und nicht erst ein Überlegensprozess in Gang gesetzt wird, wie denn das Gehörte nun zu verstehen sei.*

*So kann das kleine Sätzchen „Mose stieg zu Gott hinauf“ (Ex 19,3) mindestens entweder auf dem Wort „Gott“ betont werden, der im Vortext noch keine Erwähnung fand, im Fortgang der Lesung aber zu Mose spricht, oder auf dem Wort „hinauf“, um deutlich zu machen, dass das zuvor genannte Volk am Fuße des Berges Sinai stehen bleibt, während Mose zum Gespräch mit Gott eben hinaufsteigt. Damit ist zugleich klar: Von diesem Gespräch bekommt das Volk Israel nichts mit. Beide Wörter zugleich zu betonen wäre eine kleine „Katastrophe“ für die Hörenden, denn erstens führt die Betonung zweier aufeinander folgenden Wörter zwangsläufig zu einem holprigen Lesen, und zweitens bekommt die Gemeinde mit einem nur fünf Wörter umfassenden Sätzchen sozusagen gleich zwei Botschaften vermittelt, die es in Gedanken erst zusammenbringen muss, während der Lektor bereits weiter liest.*

*Da dieser Sachverhalt nicht oft genug herausgestellt werden kann, wird er im nächsten Kapitel mit anderer Schwerpunktsetzung noch einmal zur Sprache gebracht werden.*

Betrachten wir nun den kurzen, überschaubaren Satz:

„Christus ist unter euch“ (Kol 1, 27). Spontan würden viele das Wort „**unter**“ betonen, und argumentieren, es gehe darum, dass Christus bei den genannten Personen sei und sie nicht allein seien. Dies liegt auf der Hand und ist daher eine akzeptable Möglichkeit. Eine zweite Betonungsvariante wäre mit „**euch**“ gegeben. Er ist nicht irgendwo, bei irgendwem anders, sondern bei den betreffenden Personen, die direkt angesprochen werden: bei „euch“. Auch diese Möglichkeit ist plausibel, wenngleich etwas weniger überzeugend. Wählen wir zur Betonung das Wort „**Christus**“. Per se bedeutsam, steht hier im Vordergrund, wer denn derjenige ist, der unter euch ist. Wenn oder weil Christus unter euch ist, kann euch nichts Schlimmes zustoßen, und es gibt die Hoffnung auf Herrlichkeit. Zweifellos ist auch diese Betonungsvariante sinnvoll, wenn nicht die beste. Die Hauptbetonung gleich zu Beginn des Satzes, so wie es hier möglich ist, schafft eine besondere Lebendigkeit und Ausdruckstärke. Blicke noch die Frage, ob auch „**ist**“ betont werden kann. Wenn es um die Tatsache gehen soll, dass Christus tatsächlich präsent ist, wäre dies plausibel. Allerdings würde man erwarten, dass dies dem Satz vorausgehend bezweifelt wurde, und deshalb die Präsenz nun besonders herausgestellt werden soll.

*In dieser letzten Bemerkung scheint mir ein Kriterium für die eigene Lesevorbereitung zu liegen, dessen Bedeutsamkeit nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Denn die Betonung hebt nicht nur einfach ein Wort heraus und markiert damit den Aussage-schwerpunkt einer Gedankeneinheit, sondern sie eröffnet zugleich Assoziationsräume. Das gerade genannte Beispiel macht dies deutlich: Die Betonung des Wörtchens „ist“ löst die Assoziation aus, dass die Tatsächlichkeit der Aussage zuvor bestritten worden ist. Da der Text aber davon nichts erkennen lässt, würde diese Betonung die Hörenden nur irritieren, aber keinen Erkenntnisgewinn bringen. Viel häufiger noch*

*tritt der Fall ein, dass Lektor(inn)en gerne die Possessivpronomen betonen, also „mein Volk“, „unser Gott“ u. ä. Dies kann durchaus im Einzelfall einmal sinnvoll sein, doch nur dann, wenn der Zusammenhang ausdrücklich erkennen lässt, dass „mein Volk“ in Konkurrenz zu anderen Völkern steht oder „unser Gott“ von anderen Göttern abgesetzt wird. Wenn diese Konkurrenzthematik aber in der konkreten Lesung gar keine Rolle spielt (da andere Götter oder Völker überhaupt nicht genannt werden), sollte man eine solche Betonung des Possessivpronomens in jedem Fall vermeiden, weil sie assoziativ die Hörenden in die Irre führt.*

*Dieses Kriterium, bei Betonungen auch die Assoziationen mit zu bedenken, die man im Vorlesen auslöst, steht offensichtlich in einem engen Zusammenhang mit der Wahrnehmung des gesamten Lesungstextes.*

Ein berechtigter Hinweis an dieser Stelle lautet deshalb: Die richtige Betonung finde ich erst heraus, wenn ich den Kontext berücksichtige. In der entsprechenden Perikope (Kol 1, 25 – 27) finden wir tatsächlich, worum es geht, nämlich um das Wort Gottes, das Geheimnis, das den Völkern offenbart wurde, und dieses Geheimnis kulminiert in der Aussage „Christus ist unter euch“. Mit der Betonung auf „Christus“ liegen wir daher nicht falsch.

Wenn es Argumente dafür gibt, ein anderes Wort zu betonen, können wir durch lautes Lesen erproben, wodurch mehr Lebendigkeit geschaffen wird. Dies verlangt ein geschultes Hörvermögen. Mit dem Hinweis, so zu lesen, wie man spricht, kommen wir sicherlich auch auf die richtige Fährte. Vielfach ist aber der gelesene Satz so weit weg vom eigenen, freien Sprechen, dass manche Varianten der Betonung uns schlicht fremd und daher unpassend erscheinen. Deshalb gilt es, zunächst die Betonung zuzulassen, die sich spontan einstellt. Durch Überlegen einerseits und hörendes Experimentieren andererseits können wir dann andere Betonungen auf ihre Plausibilität überprüfen.

## Betonungsmuster: Wie sie entstehen, wie sie wirken

Als Faustregel gilt, dass nur ein Wort innerhalb eines Gedankens betont wird (s. o.). Dies trägt den Schwerpunkt, den eigentlichen Akzent. Von vielen Lektoren wird dies immer wieder in Frage gestellt: Stehen viele „wichtige“ Wörter in diesem Gedanken, würden sie durch Hervorheben eines einzelnen an Gewicht verlieren. Selbstverständlich gibt es neben der Hauptbetonung weitere Akzente, durch die andere wichtige Wörter hervorgehoben werden. Warum dies so ist, ergibt sich aus der Sprechmelodie. Durch Hebungen und Senkungen in der Stimme entwickelt sich ein lebendiger Stimmbogen über den ganzen Gedanken hinweg. Die Stimme wird zum Ende hin nach unten geführt. Einzelne Hebungen wirken daher als Akzent, als Betonung; der wirkliche Schwerpunkt, der Hauptakzent, ist in einem Gedanken aber tatsächlich ein einziger, ohne dass dies eine Abwertung der anderen Wörter und damit auch der zentralen Aussage zur Folge hätte. Im Gegenteil, dadurch wird die zentrale Aussage erst deutlich. Viele Wörter zu betonen hieße, diese herauszustellen. Vor lauter Hervorhebungen kann ein Hörer aber nicht mehr wahrnehmen, worum es nun wesentlich geht. Es wäre des Guten zu viel.

Betrachten wir folgendes Beispiel:

*„Das Volk, das ich mir erschaffen habe, wird meinen Ruhm verkünden.“* (Jes 43, 21)

Der Satz bildet einen Gedanken ab. Er sollte deshalb als ein Ganzes gelesen werden, d.h. flüssig und ohne Pause. Es geht darum, dass der **„Ruhm“** verkündet wird, und es spricht viel dafür, dieses Substantiv zu betonen. Selbstverständlich ist das Wort „Volk“ wichtig, auch „erschaffen“, und dass „ich“ es war, der es erschaffen hat. Diese Wörter tragen fast automatisch Nebenakzente. In Extremfällen hören wir folgendes Betonungsmuster: *„Das **Volk**, das ich mir **erschaffen** habe, wird meinen Ruhm **verkünden**.“* Mehrere Wörter werden betont, weil sie ja alle wichtig sind. Für den Leser mag dies subjektiv sogar besonders lebendig wirken, weil er

so viele Schwerpunkte setzt. Für den Hörer stiften sie aber Verwirrung und ermüden ihn in seiner Aufmerksamkeit. Die Hauptbetonung finden wir gemeinhin im hinteren Drittel eines Satzes. Würde die Hauptbetonung beispielsweise auf „Volk“ liegen, wäre das im Fokus, und was mit dem Volk geschehen ist, wäre nebensächlich.

In der Praxis werden mehrere Hebungen nicht selten realisiert, und oft noch zusätzlich verstärkt, indem eine kleine Pause danach eingeschoben wird. Das Argument dafür: Wenn das Wort etwas für sich stehe und etwas abgesetzt sei, könne man es auch besser wahrnehmen und erkenne seine Bedeutsamkeit. Die Wirkung beim Hörer ist aber genau genommen verwirrend: Der Gedanke wird nicht flüssig gesprochen, so dass manche Zusammenhänge gar nicht erkannt werden. Der Hörer muss die Bausteine, die zusammengehören, selbst verknüpfen. Dies ist beim Hören kaum zu leisten. Flüssiges, zügiges Sprechen ist daher notwendig, um einen Gedanken bündig wiederzugeben. Erst am Ende des Gedankens bzw. der Sinneinheit hat eine Pause ihre Berechtigung.

Folgendes Beispiel mag dies verdeutlichen: *„Heute habe ich die ägyptische Schande von euch abgewälzt“* (Jos 5, 9a). Der Hauptakzent lässt sich ohne weiteres auf das Satzende legen. Manchmal hören wir aber folgendes Betonungsmuster: **„Heute – habe ich die ägyptische Schande – von euch abgewälzt.“** Die beiden markierten Wörter „heute“ und „Schande“ werden dann nicht nur betont, sondern auch mit einer Pause danach im Redefluss abgesetzt. Die Sprechmelodie entwickelt sich durch die Nebenakzente bei „heute“ und „Schande“. Eingeschobene Pausen unterbrechen aber den Redefluss. Ein zügiges Lesen verleiht dem Gedanken die notwendige Spannung und Lebendigkeit.

*Aus exegetischer Sicht kann die Hauptbetonung auf „abgewälzt“ nur bestätigt werden. Denn das Wort „Schande“ fasst nur zusammen, was zuvor Jos 5,5-6 ausführlich geschildert hat: der den Flucht- und*

*Wüstenumständen geschuldete Zustand der Unbeschnittenheit der israelitischen Männer während der Zeit der Flucht aus Ägypten. Da die Beschneidung für Israel als das unverzichtbare Zeichen der Bundeszugehörigkeit zu Gott betrachtet wird, bedeutet das Leben ohne dieses Zeichen einen Zustand der Schande, der mit dem Tag der Beschneidung (Jos 5,7-8) endlich beseitigt, also „abgewälzt“ ist. Für die Lektorin bzw. den Lektor bedeutet diese Endbetonung des Satzes allerdings rein lesetechnisch nicht nur ein flüssiges Durchlesen bis zum Schluss, sondern auch im wörtlichen Sinn einen langen Atem. Ob er reicht, muss beim lauten Lesen im Vorhinein ausprobiert werden.*

Wenn von Nebenakzent die Rede war, ist keineswegs gemeint, dass das Wort neben-sächlich ist und keines richtigen Akzentes bedarf. Dies wird oft missverstanden. Gefühlsmäßig wird ein Schwerpunkt gesetzt und daher als Betonung aufgefasst. Der Hauptakzent hat aber immer stärkeres Gewicht und schafft Eindeutigkeit.

Im folgenden Beispiel wird noch deutlich, wie viel Aufmerksamkeit in manchen Fällen dem Komma gezollt wird, was sich auch auf die Betonung auswirkt:

*„Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet“ (Apg 2,21).*

Die Hauptbetonung liegt auf „**gerettet**“, denn das ist das Thema, um das es in dem Satz geht. „Herrn“ erhält einen Nebenakzent. Viele Lektoren argumentieren, dass „jeder“ besonders herausgestellt werden müsse und durch eine Pause abzusetzen sei. Ebenso sei beim zweiten Komma zu verfahren, weil so der Hörer am besten „mitkomme“. Durch die kurzen Pausen beim Komma würde sich die Spannung erhöhen und die Aussage könne besser verfolgt werden. Das Gegenteil ist aber der Fall: Der Zusammenhang wird durch die Verzögerungen verzerrt. Für den Leser muss daher gelten, nicht jedes Komma als Signal für eine Pause zu betrachten und das betreffende Wort damit hervorzuheben. Auch mit dem landläufig geforderten langsamen und deutlichen Sprechen ist dem

Hörer nicht gedient. Der Hörer braucht gedankliche Zusammenhänge in zügigem Tempo und mit einem klaren Fokus.

## Die Lesung von Palmsonntag

Betrachten wir einen zusammenhängenden Text (Phil 2, 6-11) als Beispiel, wie sich der Sprechverlauf und die Betonung gestalten können:

*„Christus Jesus war Gott gleich...“*

Der einleitende Satz dieser Lesung ist von großer Aussagekraft. Von der Betonung her rutschen wir fast automatisch ans Ende („... Gott **gleich**“); so wird der Satz „rund“. Aber wem war Christus Jesus gleich? – Gott. Diese Aussage ist so zentral, dass wir die Hauptbetonung eben auf „**Gott**“ legen könnten. Er war **Gott** gleich, er war wie Gott. Das bedeutet aber auch, nicht irgendjemand anderem gleich. Allein, in diesem Rahmen gibt es niemand anderen. Und dass Christus und Gott – neben dem Heiligen Geist – in einer Gestalt existieren, ist uns bekannt. Also doch „**gleich**“ betonen? Schließlich geht es nicht nur darum, dass er wie Gott war, sondern was aus dieser Gleichheit heraus entstanden ist. Hier müssen wir ausnahmsweise in den folgenden Gedanken schauen: Er hielt nicht an dieser Gleichheit fest, sondern wurde zum Menschen. Es könnte also der Endbetonung der Vorzug gegeben werden.

*Was soeben zu lesen war, sind letztlich die Gedanken, die einem Lektoren durch den Kopf gehen könnten, wenn er sich für die Vorbereitung des Vorlesens genügend Zeit nimmt, um die rechte Betonung zu finden. Entscheidend ist, dass am Ende der Überlegungen ein eindeutiges Ergebnis steht. Es lautet in diesem Fall: Betonung des Wortes „gleich“.*

*Diese Möglichkeit soll nicht in Abrede gestellt werden. Im Gegenteil, in der Vertonung des Hymnus, wie sie das Gotteslob enthält, ist genau nach dieser Sichtweise auch der musikalische Akzent gesetzt. Als Exeget mache ich mich dennoch für die*

bereits genannte Alternative stark, „Gott“ zu betonen.

Der erste Grund mag überraschen: Wenn jemand, der vom Christentum noch nichts gehört hat, hören würde: „Christus war Gott **gleich**“, könnte dieser Satz für sich genommen die Bedeutung tragen: Christus war Gott egal. Diesem Missverständnis wird durch die Betonung des Wortes „Gott“ vorgebaut.

Wichtiger aber ist der eigentlich exegetische Grund: Tatsächlich enthält der Gesamttext so etwas wie Strophen, und deren erste reicht von „Christus Jesus“ bis „und den Menschen gleich“. Erst von diesem letzten Satz her erschließt sich die eigentliche Aussage der Gesamtstrophe: Der **Gott** gleich war, wurde den **Menschen** gleich. Die Heraushebung des Wortes „gleich“ würde damit das Wort betonen, das beide Sätze miteinander verbindet, zum Nachteil der beiden Wörter, in denen der ganze Unterschied steckt und auf den es daher ankommt.

Die Fortsetzung zeigt, dass die Akzentuierung des Wortes „Gott“ keineswegs im Folgenden zu einer Doppelung führt.

„... hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein ...“

Die Betonung sollte auf **fest** liegen, denn hier liegt der Fokus. Auch wenn es sich hier um eine Nebenbetonung handelt, weil der Gedanke noch nicht zu Ende ist, ist sie deutlich wahrnehmbar.

„... sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich.“

Durch den Kontrast, dass er wie Gott war und nun Mensch wurde, muss die Betonung auf „**Menschen**“ liegen. Dies mag selbstverständlich erscheinen, lässt sich aber nicht unbedingt so leicht realisieren. Ebenso selbstverständlich sind die zweifellos wichtigen Wörter „entäußerte (sich)“ und „Sklave“, die einen Nebenakzent erhalten.

„... Sein Leben war das eines Menschen;“

Diese Aussage steht als in sich geschlossene Sinneinheit mit der Betonung am Ende.

Hier muss der Exeget einmal ausnahmsweise wirklich widersprechen. Dabei wäre keinem Lektor die vorgeschlagene Betonung als falsch anzukreiden. Und sie macht den Satz auch nicht unverständlich. Allerdings wäre die Antwort auf die Frage entlarvend: Was ist der Mehrwert dieses Satzes gegenüber der vorangehenden Formulierung: „Er wurde ... den Menschen gleich.“? Die Endbetonung lässt als Antwort vermuten: Da gibt es keinen Unterschied. Und so werden die Hörenden den Satz dann auch aufnehmen: als eine eigentlich überflüssige, bestenfalls verstärkende Wiederholung.

Der griechische Text lässt aber eine deutliche Neuakzentuierung erkennen, die leider nicht glücklich in die Übersetzung eingegangen ist. „Er wurde ... den Menschen gleich“ bezieht sich auf die äußere Erscheinungsweise. Man könnte also sagen: Dieser Christus Jesus hat, obwohl Gott und damit von einer Wesensgestalt, die kein Mensch je gesehen hat, Menschengestalt angenommen. Im jetzigen Satz aber geht es darum, wie diese „Gestalt“ mit Leben gefüllt wurde. Nicht um Verkleidung und Schauspiel geht es, sondern um eine wirkliche menschliche Lebensweise, die keinerlei Privilegien kannte, sondern sogar von den denkbar möglichen Lebensweisen die denkbar entwürdigendste war, nämlich die zum Kreuzestod führende. Damit liegt der Ton exegetisch betrachtet eindeutig auf „**Leben**“.

Zugeständenermaßen wird diese „richtige“ Betonung nicht bei den Hörern zugleich ein „richtiges“ Verstehen bewirken. Und außerdem: Woher soll der Lektor diese Kenntnis haben? Damit ist genau die Grenze des Lektorendienstes erreicht: Die Hörvermittlung kann nicht ersetzen, was an ausdrücklicher Erklärung zum richtigen Verstehen eines Textes notwendig ist. Hier wäre eine vom Zelebrenten formulierte kurze Einführung in die Lesung, die ebenfalls von der Lektorin bzw. dem Lektor vorgetragen werden kann, eine große Hilfe. Und wenn sich dann ein entsprechendes Vortragen der Lesung anschließen würde, wäre das das Optimum, das man zumindest gelegentlich der Gemeinde nicht vorenthalten sollte.

„... er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.“

Auch hier finden wir eine Sinneinheit, in der es mehrere wichtige Wörter gibt, die wiederum einen Nebenakzent erhalten: „erniedrigte (sich)“, „gehorsam“, „Tod“. Die Hauptbetonung fällt indessen ans Ende, auf „**Kreuz**“.

„... Darum hat ihn Gott über alle erhöht ...“

Obwohl hier ein längerer Satz folgt, ist dies die erste in sich geschlossene Sinneinheit. Die Aussage kulminiert in der Handlung, in dem Erhöhen. Gott hat Christus über alle erhöht. Dies ist bedeutsam, und erhält deshalb die Hauptbetonung; unschwer zu realisieren, weil es gleichzeitig die Endbetonung ist. Gibt es dazu Alternativen? Interessant wäre der Grund für das Erhöhen, nämlich weil er sich erniedrigte und gehorsam bis zum Tod war, so dass man „**darum**“ betonen müsste. Dann würde das Erhöhen aber an Gewicht verlieren.

*Das ist der Preis der Eindeutigkeit. Und die Nichtbetonung des „erhöht“ wird ausgeglichen durch die nun folgende „Ausmalung“ dieser Erhöhung in Form der Verleihung eines besonderen Namens.*

„... und ihm den Namen gegeben, der größer ist als alle Namen, ...“

Das erste „Namen“ erhält einen Nebenakzent. Keineswegs sollte „den“ einen Akzent erhalten, wie es viele Lektoren gerne propagieren. Es ist in sich kein Sinnträger, sondern ein reines Verweiswort, so dass hier Ähnliches gilt wie beim Possessivpronomen (s. o.)

Leicht würde man beim zweiten „Namen“ auf eine Endbetonung rutschen. Was aber ist mit diesem Namen? Er ist größer als alle (anderen). Entscheidend ist dieser Vergleich, weshalb „größer“ den Hauptakzent erhalten sollte. Eine Alternative wäre auch „alle“, denn es ist jener Name, der im Vergleich zu allen anderen herausragt. Dennoch steht der Vergleich im Fokus. Durch die frühe Betonung erhalten wir außerdem wieder eine große Lebendigkeit im Ausdruck.

„... damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu, ...“

In dieser Sinneinheit erhalten wir eine Endbetonung mit „**Jesu**“. Allein die Anzahl der Substantive weist schon darauf hin, dass hier noch viele andere Wörter wichtig sind, und wir beim Lesen Gefahr laufen, sie zu betonen. Zweifellos entstehen hier mehrere Nebenakzente: „Himmel“, „Erde“, dann als Kontrast zu „auf der Erde“ das Wort „unter“. „Erde“ sollte hier nicht noch einmal einen Akzent bekommen. Ebenso wenig sollte das Wort „auf“ einen Nebenakzent erhalten, weil hier noch nicht deutlich ist, dass die Erde gemeint ist. Schließlich erhält noch „Knie“ einen Nebenakzent. Es bleiben aber Nebenakzente; das stärkste Gewicht bekommt „**Jesu**“.

*Die Exegese ist manchmal „furchtbar“. Was einfach und klar scheint, stellt sie wieder in Frage. Aber dies ist nicht Böswilligkeit oder Unglaube, sondern Ringen um das rechte Verstehen. Das große ungelöste Problem des Hymnus ist nämlich, wie denn der Name lautet, vor dem sich alle Knie beugen. Der Text spricht eben nicht vom Namen „Jesus“, sondern verwendet einen Genitiv und deutet damit die Möglichkeit an: Jesus trägt einen solchen besonderen Namen, der aber bislang nicht genannt worden ist. Andere Exegeten übergehen die Problematik großzügig und lesen, als ob im Text stünde: „ihre Knie beugen vor dem Namen ‚Jesus‘ ...“. Damit gibt es drei Deutungsmöglichkeiten, wie der Name, der gepriesen wird, konkret lautet: „Jesus“ oder „Christus“ (s. den nächsten Satz des Hymnus) oder schließlich „Gott“, der zwar nicht ausdrücklich genannt wird, aber von Anfang an („Er war Gott gleich“) im Hintergrund mitschwingt ebenso wie bei den johanneischen Ich-bin-Worten, die auf den Namen JHWH verweisen. Auf diesem Hintergrund lege ich als Lektor beim Vortrag dieser Lesung den Hauptakzent auf die „Knie“, um – ganz im Sinne einer Schlüsselauflösung des „Rätsels“, im nächsten Satz „Christus“ zu betonen. Aber auch dem nun folgenden Vorschlag kann ich mich*

*sehr gut anschließen. Wieder gilt nur in jedem Fall: Es darf nur einer der beiden Betonungsvorschläge in die Tat umgesetzt werden.*

*„... und jeder Mund bekennt:*

*„Jesus Christus ist der Herr“*

Die Ankündigung mit dem Doppelpunkt weist auf die zentrale Aussage dieser Sinneinheit. Auch hier erhalten wir wieder eine Endbetonung mit „**Herr**“. Wichtig ist hier, dass die Sinneinheit zügig und ohne Pause gelesen wird. Wenn die wörtliche Rede im Tonfall etwas abgesetzt wird, entsteht eine große Ausdruckskraft und Lebendigkeit. Es bedarf weder einer Pause noch einer besonderen Betonung.

*„... zur Ehre Gottes, des Vaters.“*

Auch die letzte Sinneinheit endet mit einem Hauptakzent am Ende. „Gottes“ erhält einen Nebenakzent.

Es zeigt sich, dass Endbetonungen durchaus häufig und völlig berechtigt zustande kommen, denn sie sind im Dienst eines mitvollziehenden Verstehens. Entscheidend ist, dass das Lesemuster lebendig bleibt, indem manchmal einer früheren Betonung der Vorzug gegeben wird. Dieser Aufgabe muss sich jeder Lektor stellen. Es geht nicht darum, immer das scheinbar einzig richtige Wort zu betonen, sondern darum, sich mit der Aussage auseinanderzusetzen. Auch wenn ich als Lektor nicht alles verstanden habe, kann ich versuchen, mir eine Vorstellung von der Aussage zu machen, mir den Gedanken vergegenwärtigen. Dann sind Betonungen nicht das Zufallsergebnis eines eingeschliffenen Leseduktus, sondern das Ergebnis eines Verstehensprozesses beim Leser, der auch den Hörer im Gottesdienst mitnimmt und den Gedanken transparent werden lässt.

*Dafür ist der Philipper-Hymnus ein exzellentes Beispiel. Denn die Erfahrung aus zahlreichen Lektorenschulungen machen deutlich: Gerade dieser Text führt sehr oft nicht aufgrund eines Verstehensprozesses*

*zu einer bestimmten Lesart, sondern durch ein Betonungsmuster, das unbewusst eher der Litanei oder einer Art Gedicht mit festem Versmaß entnommen ist. Der Text wird als bekannt vorausgesetzt, so dass man meint, nicht mehr viel falsch machen zu können. Doch genau diesem Teufelchen der Gewohnheit und des schon immer Gewussten gilt es zu widerstehen. Dann wird das Vorlesen erst richtig spannend.*

#### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Der im Normaldruck wiedergegebene Text stammt von Lioba Faust, der Kursiv-Text (mit Ausnahme der Zitate aus der Einheitsübersetzung) von Gunther Fleischer.

# gebrochen und ganz – Leib Christi sein

---

*Indem wir das Todesleiden Jesu an unserem Leib tragen, erscheint auch das Leben Jesu an unserem Leib. (2 Kor 4,10)*

Gerne möchte ich einige Erfahrungen als Mensch, Christ und Krankenhausseelsorger mit Ihnen teilen, die mich zu der Überzeugung gebracht haben, dass es hilfreich ist, sich als eine Zelle des Leibes Christi zu begreifen.

Bei allen Erfolgen, dem Erreichen vieler Lebensziele und eines respektablen Lebensstandards, bei einem Leben in Freiheit und Sicherheit, bei meiner stabilen Gesundheit – bin ich doch sensibel geblieben für das Brüchige unserer menschlichen Existenz. Auch ich kenne die Angst vor Krankheit, die Angst vor materieller Unsicherheit, vor Verlust der Freiheit, die heimliche Angst vor etwa möglicher grundlegender Wertlosigkeit. Situationen von Hilflosigkeit habe ich in meinen sozialen Kontakten erlebt: als Vater, Ehemann, Freund oder Nachbar. Immer habe ich meine Lebenseinstellungen daran geprüft, ob sie auch in extrem schwierigeren Lebenssituationen noch tragen würden. Dadurch kamen für mich Konzepte nicht in Betracht, die mir Wert und Perspektive aufgrund von äußeren Werten versprochen: Leistung, Anerkennung, Amt und Würden, Geld, politische Verhältnisse, Gesundheit... Eigentlich hat mich das Vertrauen nie verlassen, dass ich auch dann, wenn ich „ganz unten“ bin, auf tragfähigen Grund stoßen werde. So ist es auch bisher immer gewesen. Wenn ich bereit war, mich der leidvollen Situation zu stellen, erfuhr ich Trost, Hoffnung, Zuversicht, Neuanfang. Es ist wie die Erfahrung einer unzerstörbaren Mitte, wie ein

goldener Ring tief unten im Brunnen, wie ein Schatz im Acker oder eine wertvolle Perle.

## 1. Erfahrungen des Ganzseins im Gebrochensein – als Mensch

Viele Menschen kennen diese Erfahrung, gerade im Zerbrochensein ihre Ganzheit zu erleben.

Als verdichtete Menschheitserfahrung sei hier das Buch Ijob zitiert. Ijob sagt an der tiefsten Stelle seines Leides: „Vom Hörensagen nur hatte ich von dir vernommen; jetzt aber hat mein Auge dich geschaut. Darum widerrufe ich und atme auf, in Staub und Asche“ (Ijob 42, 5f). Ijob hat in Stille etwas Entscheidendes erlebt, er hat etwas gesehen, als er ganz unten war, etwas, was sein Leben grundlegend verändert hat: er hat Gott geschaut. Gott schauen meint die unmittelbare Gottesschau, nicht „nur“ den Glauben an Gott. Das verändert alles. Er atmet auf, ist geheilt.

Eine andere Erfahrungsebene kann die künstlerische sein. Der amerikanische Arzt Saki Santorelli erzählt in seinem Buch „Zerbrochen und doch ganz“<sup>1</sup> von einem durch einen Unfall körperlich schwer behinderten Künstler, der eine vollkommen runde, polierte Steinkugel gestaltete, sie anschließend zerbrach und wieder zusammenfügte, nun mit sichtbaren Rissen, Bolzen, Schrauben und Klebestellen.

Aus dem Feld der modernen Psychologie seien zwei Beispiele für die Reflexion dieser hier gemeinten Erfahrung benannt:

Viktor Frankl beschreibt die Fähigkeit, als KZ-Häftling einen Sinn zu finden und „trotzdem Ja zum Leben“<sup>2</sup> zu sagen.

Der Adlerianer Karl-Heinz Witte beschreibt die Situation, in der wir unsere grundlegende Minderwertigkeit und Wertlosigkeit erfahren, als „Tor zum Sein“<sup>3</sup>: Alle Versuche, die Erfahrung der Minderwertigkeit und Wertlosigkeit durch eigenes Können und eigene Macht zu vermeiden, müssten scheitern und seien Ausgangspunkt der Neurosen. Indem wir alle uns begrenzenden Objekte bewerten,

um dieser Erfahrung zu entgehen, ziehen wir uns selbst mit in den Strudel hinein. Aus der Erfahrung der Leere heraus könne jedoch das „Ereignis des Seins, das Geschenk des Lebens selbst“<sup>4</sup> unmittelbar zugänglich werden. Heilung in der Not bringe unabhängig sich ereignende Liebe, die Wahr-Nehmung der Verbundenheit, das „Fühlen mit der Gesamtheit sub specie aeternitatis“ (Adler)<sup>5</sup>.

Es handelt sich nicht um eine zwingend unausweichliche Erfahrung. Viele Menschen erleben sie nicht. Sie ist nicht verfügbar und machbar. Wir brauchen Sensibilität, Impulse, Hinweise, Führung und viel Übung, um die Erfahrung der Ganzheit im Gebrochen- und Zerbrochensein wahrzunehmen, sie ernst zu nehmen und zu pflegen. Sie ist unabhängig von Religion und Konfession, eher eine Erfahrung der Mystik und der Kunst. Drei Elemente sind ihr zuzuordnen:

- eine annehmende Beziehung zu sich selbst,
- eine von der elementaren Verbundenheit geprägte Beziehung zu den anderen Menschen, der Natur, der Erde, der Welt, Gott und
- das Erweitern und Überschreiten der Ichgrenzen, erlebt als Gelassenheit, Hingabe, Humor, Weisheit, Intuition, künstlerische oder religiöse Eingebung, aber auch Rausch und Ekstase.

## 1. – als Christ

Die Erfahrung von Ganzheit im Gebrochensein ist eine der prägenden Anfangserfahrungen des Christentums, in besonderer Weise von Paulus in seinen Briefen bezeugt, wie z.B. im Römerbrief:

*„Denn alle, die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Söhne Gottes. Denn ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch immer noch fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen macht, den Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater! So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, dann auch Erben; wir sind*

*Erben Gottes und sind Miterben Christi, wenn wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden.“* (Röm 8,14-17)

Zu den Anfangserfahrungen der heutigen Christen gehört diese Erfahrung jedoch nicht unbedingt. Wir wachsen im besten Fall im Laufe des Lebens in sie hinein.

Wir entwickeln uns vom Kind zum Erwachsenen, vom Familienmitglied zum Glied der Gesellschaft und eigenständigen Individuum, wir reifen körperlich, psychisch, mental und geistig. Wenn wir beweglich bleiben, wachsen wir dabei über uns hinaus, reifen auch dann weiter, wenn der Körper altert und krankt, wachsen in eine Identität der Weisheit und Verbundenheit hinein, die auch und gerade von der Nähe des Todes Impulse erhält.

Wir finden uns immer wieder an Wendepunkten, Höhe- und Tiefpunkten vor. Die Deutung dieser Ereignisse und die dann erforderliche Entscheidung sind Möglichkeiten, die bejahende, christliche Lebens- und Weltdeutung (wieder) aufzugreifen. Bewährt sie sich, nehmen wir diese Lebens- und Weltdeutung möglicherweise als Prägung in unser Leben auf. Auf diese Weise wächst unsere Identität als Christ und überschreitet unsere engen Ichgrenzen.

In christlicher Tradition wird dieser Prozess als Vereinigung mit Christus verstanden.

Paulus sagt: *„Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“* (Gal 2,20) und *„Wisst ihr nicht, dass eure Leiber Glieder Christi sind?“* (1Kor 6,15) *„So sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören.“* (Röm 12,5)

Augustinus sagt: *„Seht was ihr seid und seid was ihr seht.“* und meint damit den in der Eucharistie zu sehenden „Leib Christi“ und den mystischen „Leib Christi“, dessen Glieder alle Glaubenden sind. Als Christen sind wir eingeladen zu einem Prozess, durch den wir immer mehr zu dem werden, was wir sind: Glieder oder Zellen des Leibes Christi. Die Analogie zur Biologie gibt uns dazu noch einen Hinweis: Jede Zelle des Körpers ist einzigartig und trägt doch die Information des Ganzen und repräsentiert den ganzen Körper. Dieser Prozess führt uns dazu, als Zelle

des Leibes Christi ganz Christus und mit ihm, oder eben „in ihm“, ganz und heil zu sein. Nicht ohne Grund hat sich in der Westkirche die Form der runden Hostie durchgesetzt, die den Gläubigen vor der Kommunion – zerbrochen und wieder zusammengesetzt – gezeigt wird.

Wichtige Elemente dieses Prozesses sind:

- eine annehmende Beziehung zu sich selbst.

Indem ich mir selbst unvoreingenommen, annehmend, achtsam, mitfühlend, bejahend, wohlwollend, vergebend, vertrauensvoll, risikofreudig oder wertschätzend begegne, trete ich in eine vom Geiste Jesu Christi geprägte Beziehung zu mir selbst ein. In diesem Geist nehme ich meinen konkreten unvollkommenen Leib in seiner Menschlichkeit, Geschichtlichkeit und Kontingenz wahr, so wie er ist, lasse ihn sein, wie er ist: *„So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.“* (Röm 8,16);

- eine von der elementaren Verbundenheit geprägte Beziehung zu den anderen Menschen, der Natur, der Erde, der Welt, Gott.

Als Zelle des Leibes Christi bin ich elementar verbunden mit all den anderen Zellen seines Leibes. Ich darf aus dieser Verbundenheit heraus leben, mich selbst verstehen und in Freiheit und Offenheit Beziehungen gestalten. Die elementare Verbundenheit mit den anderen Zellen des Leibes Christi befreit auch von engen sozialen Zwängen und Verstrickungen, seien sie familiärer, gesellschaftlicher, nationaler oder politischer Natur. *„Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden: So ist es auch mit Christus. Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt.“* (1Kor 12, 12-13);

- das Erweitern und Überschreiten der Ichgrenzen, erlebt als Gelassenheit, Hingabe, Humor, Weisheit, Intuition, künstlerische

oder religiöse Eingebung, aber auch Rausch und Ekstase.

Leib Christi sein bedeutet eine Erweiterung und Transzendierung meiner Ich-Identität, die ich im aktuellen Wirken des Heiligen Geistes aufgehoben sein lassen kann in der Erfahrung, gebrochen und doch auch ganz und heil zu sein. Christus präsentiert sich dann in meinem konkreten Leib. Dies geschieht nicht durch bestimmte Worte und Taten, Anstrengungen und Leistungen, sondern dadurch, dass ich in diesem Körper und dieser geschichtlichen Situation, in dieser Begegnung oder Verrichtung Christus präsent sein lasse und mir dieses Vorganges bewusst bin. *„Wir alle spiegeln mit enthülltem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn.“* (1Kor 6,18).

In dieser christlichen mystischen Tradition vertieft und erweitert sich die menschliche Erfahrung des Ganzseins im Zerbrochensein als „Leib Christi sein“. „Leib Christi sein“ ist also vorrangig eine Glaubens-Erfahrung – wenn auch unter Christen nicht zwingend und nicht billig zu haben, eine Erfahrung der Mystik.

Auf die wunderbaren Bilder des Johannes-evangeliums sei verwiesen.<sup>6</sup> Viele Implikationen, z.B. die ekklesiologischen, wären noch anzuschauen und Linien auszuziehen. Für den hier verfolgten Gedankengang mag der Hinweis auf viele Seitenverzweigungen genügen, denen wir hier nicht weiter nachgehen.

## 2. – als Kranker

Kranksein wird häufig als (vorübergehend) Kaputt- und Zerstörtsein erlebt. Der Körper wird mit einem starken Fokus auf das Defizit wahrgenommen. Zu der körperlichen Beeinträchtigung kommt die durch Schmerz,

Schwäche, Hilflosigkeit und Krankenhausumgebung verformte Selbstwahrnehmung und Selbstbewertung.

Es ist für Kranke besonders relevant, trotz dieser Erfahrungen den Kontakt zur eigenen Ganzheit zu finden.

Die Beziehung des kranken Menschen zu sich selbst ist in einem besonderen Maße herausgefordert. Sich an einem kraftvollen, gesunden Ideal zu messen und entsprechend schlecht abzuschneiden oder sich selbst für wertlos und nicht mehr liebeswürdig zu halten oder sich vor sich selbst zu ekeln, macht noch mehr krank. Selbstannahme und Achtsamkeit lassen die eigene Integrität wieder zum Zuge kommen. Auf diese Weise kommt der kranke Mensch in eine heilsame Beziehung zu sich selbst. Glaubende Menschen erleben eine solche annehmende Beziehung zu sich selbst als von einer liebenden göttlichen Kraft getragen und begründet. Christen sehen hierbei den Geist Jesu Christi am Werk und können sich für sein Wirken öffnen.

Ebenso bedeutsam ist die Beziehung des kranken Menschen zu den anderen Menschen. Oft genug erleben sich Kranke als ausgegrenzt und von den scheinbar Gesunden abgesondert. Der soziale Organismus (Familie, Freunde), in dem Kranke leben, ist unmittelbar lebenswichtig. Oft genug kränkelt jener selbst. Heilsam ist eine von der elementaren Verbundenheit geprägte Beziehung zu den anderen Menschen – den Mitkranken, Angehörigen, Freunden, professionell und ehrenamtlich Helfenden. Darüber hinaus entsteht eine neue Identität als Teil eines größeren Ganzen, wenn der kranke Mensch sich als „Zelle des Leibes Christi“ verstehen kann.

Paradoxerweise können wir die Beziehung zum eigenen Ganzsein nur von dem größten Ganzen her, in dem wir stehen, wiederbeleben. Dies erfordert eine Erweiterung und Transzendierung der Ich-Identität. Gerade dazu kann uns das Kranksein verhelfen, indem es uns wieder mehr an das Wesentliche, an „das, was uns unbedingt angeht“, heranführt. Dies kann geschehen, wenn der kranke Mensch sich aus einer Überidentifizierung mit dem leidenden Körper und den

zugehörigen Gefühlen und Gedanken löst und sich selbst als dieses geplagte Ich übersteigend erlebt und sich und die Welt aus dieser Warte wahrnimmt. Dies kann zudem geschehen, wenn der kranke Mensch die Präsenz des ganzen Leibes Christi erahnt und erspürt und sich selbst aus dessen Warte wahrnimmt bzw. die eigene Existenz in der größeren Identität als Leib Christi aufgehoben sein lässt.

### 3. - als Seelsorger

Meine Erfahrungen sind die eines Pastoralreferenten in der Krankenhauseelsorge. Theologisch handle ich also aus meiner Befähigung durch Taufe und Firmung als Zelle des Leibes Christi. Außerdem (oder besser gesagt „in dem“) handle ich in einem speziellen Auftrag des Bischofs, von meiner Anwesenheit in der Klinik über die Seelsorgegespräche bis hin zur Gestaltung von Wortgottesdiensten und der Kommunionspendung. Dabei bin ich Leib Christi und handle als Christus – nicht als das „Haupt des Leibes“ und stehe deshalb von vornherein in meinen seelsorglichen Beziehungen nicht in einem Machtkontext und auch nicht in der Versuchung eines fehlverstandenen sakramentalen Objektivismus – aber eben als ganzer Christus, so wie er in mir als einer Zelle seines Leibes ganz präsent ist.

Seelsorge aktualisiert die Beziehung des Teils zum Ganzen, der Zelle zum Gesamtorganismus, des Gliedes zu Christus. Der Seelsorger/die Seelsorgerin hilft, die Beziehung seines Gegenübers zu dem, wovon er lebt und Sinn und Erfüllung erfährt, zu beleben.

Er tut dies zunächst und wesentlich in seiner eigenen Haltung und seinem Verhalten, indem er – den oben skizzierten lebenslangen Prozess als Mensch und Christ für sich selbst durchlebend –

- eine vom Geiste Jesu Christi geprägte Beziehung zu diesem Gegenüber gestaltet und ihm unvoreingenommen, annehmend, achtsam, mitfühlend, bejahend, wohlwollend, vergebend, vertrauensvoll, risikofreudig, wertschätzend begegnet;

- eine von der elementaren Verbundenheit geprägte Beziehung zu diesem Gegenüber - zu dieser anderen Zelle des Leibes Christi - gestaltet, d.h. solidarisch, auf Augenhöhe, geschwisterlich, mitgehend, mitleidend;
- seine Ich-Identität erweitert und transzendiert und Christus präsent sein lässt, der alles Leid der Welt in dieser Situation - auch die Schwäche, Überforderung und Hilflosigkeit des Seelsorgers - in sein Herz einschließt.

Zuallererst geht es um die Verkörperung des Leibes Christi hier und jetzt in der konkreten Situation. Dies geschieht wesentlich durch die Qualität der Präsenz des Seelsorgers, seine Mimik und Gestik, seine Ausstrahlung und sein Sprechen.

Sollte die Beziehung zu seinem Gegenüber darüber hinaus dazu geeignet sein und Gelegenheit dazu bieten, kann der Seelsorger sein Gegenüber behutsam dazu anregen und hinführen,

- die Beziehung zu sich selbst in den oben genannten Qualitäten zu gestalten <...-> und diesen Prozess als vom Geiste Jesu Christi geprägt zu verstehen,
- die elementare Verbundenheit mit anderen Menschen zu spüren und sich als mitleidend aber auch mit-lebend - als Teil eines größeren Ganzen, <...-> als Zelle des Leibes Christi - zu verstehen und
- sich aus einer Überidentifizierung mit dem leidenden Körper und den zugehörigen Gefühlen und Gedanken zu lösen und sich selbst als dieses geplagte Ich übersteigend zu erleben und sich und die Welt aus dieser Warte wahrzunehmen und die Präsenz des ganzen Leibes Christi zu erahnen und zu erspüren und sich selbst aus dieser Warte wahrzunehmen bzw. die eigene Existenz in der größeren Identität als Leib Christi aufgehoben sein zu lassen.

Dabei wird die Sprache sehr behutsam dem jeweiligen Erfahrungshorizont und der jeweiligen Wachstumsphase angepasst sein und spirituelle bzw. religiöse Begrifflichkeiten zunächst nur sparsam verwenden. Die Pfeilzeichen deuten eine große Spannweite

an, ein Spektrum von Ausdrucksmöglichkeiten zwischen allgemein menschlichen und christlichen Glaubenserfahrungen, um dem konkreten Gegenüber entsprechen zu können.

Einige Beispiele sollen das Gesagte konkretisieren:

Ich betrete ein Krankenzimmer, treffe einen Patienten, Herrn A., allein im Zimmer an, der mich nach der Vorstellung einlädt zu bleiben und Platz zu nehmen. Herr A. hat Krebs, vor einigen Tagen hat er eine Darmoperation hinter sich gebracht und hatte gehofft, schon zu Hause zu sein, aber erhöhte Temperatur lässt eine Entlassung noch nicht zu. Herr A. liegt auf der Seite und zieht die Decke von innen sehr weit hoch, so dass nur sein Kopf ab Mund aufwärts sichtbar ist. Allmählich entsteht eine vertrauensvolle Atmosphäre, in der auch Gesprächspausen ihren Platz haben, ohne peinlich zu wirken. Zwischen uns entsteht ein Raum, in dem alles, was ist, sein darf. Auch ich selbst fühle mich eingeladen, in diesem Raum so da zu sein, wie ich bin. Mir erscheint dieser Raum von einem besonderen Licht erfüllt. Herr A. spricht über die belastende Ungewissheit, nicht zu wissen, wie es für ihn weitergeht. Ich bin mit meiner Aufmerksamkeit hier, bei ihm, in seinem Krankenzimmer, in meinem Körper und bei meinen Gedanken und Gefühlen, ohne in sie einzusteigen.

Mein Blick bleibt bei einigen Utensilien hängen, die ich von Patienten mit künstlichem Darmausgang kenne. Ich sehe, wie Herr A. seinen Körper zu verbergen scheint, bringe es damit in Verbindung. In dieser Atmosphäre, diesem Licht scheint es mir möglich zu sein, auch diese Verletzung anzuschauen. Ich frage vorsichtig danach, ob er bei der Operation auch einen künstlichen Darmausgang bekommen habe. Wir sprechen darüber, wie es ihm damit geht, dass er Gefühle des Ekels hat, wie er diese Situation bewertet und dass er es seiner Frau nicht ganz abnimmt, wenn sie sagt, dass sich dadurch nichts Wesentliches geändert habe. Ich spreche darüber, dass das schon auch stimmen könne, denn in der Liebe seien wir

ganz Körper und auch ganz geistige Wesen. Ich schlage am Ende Herrn A. vor, dieser Dimension des Menschlichen immer wieder einmal nachzuspüren, die seinen Körper übersteige, die ihn mit seiner Frau über die Körperlichkeit hinaus verbinde und die ihm einen neuen, manchmal sogar humorvollen Blickpunkt biete, auch auf sich selbst.

Frau B. treffe ich auf der Intensivstation an. Sie fühlt sich schwach und kraftlos und kann kaum sprechen. Ich spüre, wie sie Kraft von mir aufnimmt. So bleibe ich einige Minuten bei ihr, halte den Kontakt, ohne viel zu sprechen. Ich bin als Zelle des Leibes Christi präsent: ganz Mensch und gerade in der Intensivstation, der hier erst mal nichts ausrichten kann und eher fehl am Platze scheint, aber auch ganz Christus, von dem eine Kraft ausgeht. Nach einiger Zeit frage ich, ob sie mit mir beten möchte. Sie bejaht. Mir ist wichtig, dass sie auch selbst betet und so diese Kraftquelle erfährt. So beten wir das Vaterunser und nicht wie manchmal sonst ein freies Gebet. Dann lege ich ihr die Hand auf den Kopf und segne sie.

Unsere Heimat aber ist im Himmel. Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den göttlichen Retter, der unseren armseligen Leib verwandelt in die Gestalt seines verherrlichten Leibes, in der Kraft, mit der er sich alles unterwerfen kann (Phil 3,20f ).

<sup>4</sup> Ebd, 103.

<sup>5</sup> Vgl. ebd, 127.

<sup>6</sup> „Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt“ (Joh 12,46). Solange ihr das Licht bei euch habt, glaubt an das Licht, damit ihr Söhne des Lichts werdet. Dies sagte Jesus. Und er ging fort und verbarg sich vor ihnen“ (Joh 12,36).

<sup>7</sup> „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch. Wie die Rebe aus sich keine Frucht bringen kann, sondern nur, wenn sie am Weinstock bleibt, so könnt auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15,4f).

<sup>8</sup> „Wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt“ (Joh 4,14).

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Santorelli, Saki, Zerbrochen und doch ganz. Die heilende Kunst der Achtsamkeit. Freiburg 2000, 85.

<sup>2</sup> FRANKL, Viktor E.: ... trotzdem Ja zum Leben sagen: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Wien 1946.

<sup>3</sup> WITTE Karl-Heinz, Zwischen Psychoanalyse und Mystik. Psychologisch-phänomenologische Studien. Freiburg 2010, 101.

# Das Trauercafé als pastoraler Ort

Ein Erfahrungsbericht aus Gelsenkirchen

---

## 1. Einführung

Am 16. November 2003 wurde mit einer festlichen Auftaktveranstaltung in den Räumen der evangelischen Matthäusgemeinde in Gelsenkirchen-Buer das Ökumenische Trauercafé eröffnet. Nach ca. einjähriger Planungs- und Vorbereitungsphase stellte sich das 10köpfige Team mit seinem Konzept der Öffentlichkeit vor. Eine Woche später begann die konkrete seelsorgliche Arbeit mit trauernden Menschen.

Im Folgenden möchte ich als einer der Mitinitiatoren dieses Trauercafés die Erfahrungen schildern, die unser Team seit der Planung gemacht haben. Es soll also hier nicht um grundsätzliche Fragen der Trauerpastoral und ihrer Konzeption gehen. Stattdessen möchte ich zeigen, welche Wege man gehen kann, wenn man sich für eine konkrete Konzeption entschieden hat. Vielleicht können unsere Erfahrungen für diejenigen hilfreich sein, die sich auf einen ähnlichen Weg begeben möchten oder eventuell schon sind.

## 2. Die Planungsphase

Die Idee zu einem Trauercafé entstand im Jahr 2001. Im November und Dezember 2001 führten eine Kollegin aus der katholischen Krankenhauseelsorge und ich als Pastoralreferent ein Trauerseminar in Gelsenkirchen durch. Die Teilnehmer dieses Trauerseminars erzählten unter anderem, dass sie einen Zwiespalt in sich selbst erlebten: Zum einen tut es ihnen gut, wenn sie Menschen um sich haben, mit denen sie ihre Trauer teilen und

mit denen sie darüber sprechen könnten, und zwar so oft sie wollen. Auf der anderen Seite möchten sie aber auch anderen nicht zur Last fallen. Vor allem mit den eigenen Kindern ist es sehr schwierig, über die Trauer zu reden, was unter anderem auch daran liegt, dass die Kinder anders über ihren Vater oder Mutter trauern als der Ehepartner bzw. die Ehepartnerin.

Ebenfalls erfuhren viele Teilnehmer, selbst in ihren Kirchengemeinden, wie schwer es anderen fällt, auf sie zuzugehen oder sie zu verstehen: So wechseln z.B. Bekannte oder Nachbarn die Straßenseite, als würden sie sie nicht sehen; oder es wird ihnen gesagt, dass sie nicht immer mit ihrer Trauer anfangen sollten bzw. dass sie jetzt lange genug getrauert hätten. Auf Grund dieser Erfahrungen und der eigenen Bedürfnisse äußerten viele Teilnehmer den Wunsch, dass es einen Ort geben müsste, an dem man ohne Angst mit seiner Trauer hingehen könnte, und zwar am besten an den Sonntagnachmittagen, weil diese Zeiten besonders schwer seien für Trauernde.

Die Aussagen unserer Teilnehmer bewegten meine Kollegin und mich dazu, darüber nachzudenken, wie ein solcher Ort für Trauernde aussehen könnte. Wir kamen schließlich zu der Überzeugung, dass ein thematisch gestaltetes Café an einem Sonntagnachmittag – ein Trauercafé – der passende Rahmen sein könnte.

Durch einen glücklichen Zufall erfuhr der Pastor der evangelischen Matthäusgemeinde von unseren Überlegungen und sprach uns an. Auch er war durch seine Erfahrungen in der seelsorglichen Begleitung trauernder Menschen auf eine ähnliche Idee gekommen. So schlossen wir uns im Oktober 2002 zu der ökumenischen Projektgruppe *Trauercafé* zusammen, zu der noch ein weiterer evangelischer Pastor aus der Krankenhauseelsorge stieß. In diesem Vierer-Team begannen wir mit dem ersten Teil unserer Planungsphase, die vor allem darin bestand, untereinander Erfahrungen mit der eigenen Trauerpastoral auszutauschen und bestehende Einrichtungen und Gruppen zu besuchen, die in der Trauerbegleitung aktiv sind, darunter auch

ein Trauercafé in Bochum. Im zweiten Teil erarbeiteten wir eine eigene Konzeption, konnten 6 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen gewinnen, suchten und fanden Sponsoren für eine Anschubfinanzierung. Die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen wurden schließlich in einer kurzen Schulungsphase auf ihre Aufgabe vorbereitet.

Die ursprüngliche Konzeption sah vor, dass das Trauercafé ein offenes und niederschwelliges Angebot sein soll, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Es sollte ganzjährig an jedem Sonntag von 14.30 – 17 Uhr geöffnet sein, auch zu Ostern, Pfingsten und gegebenenfalls zu den Weihnachtsfeiertagen, wenn einer von ihnen auf einen Sonntag fällt. Als Gesprächspartner stehen immer ein(e) hauptamtliche(r) Seelsorger(in) sowie eine ehrenamtliche Mitarbeiterin zur Verfügung. Wichtig für uns war aber auch, dass die Trauernden selbst untereinander ins Gespräch kommen, um sich gegenseitig zu helfen und zu stützen. Das Trauercafé sollte ein Ort sein, wo Menschen ohne Scham ihre Trauer leben dürfen, ohne verletzt zu werden und wo eine verlässliche Begleitung terminlich und personell stattfindet.

Ein weiterer entscheidender Punkt war das Label „Christlich“ und „Ökumenisch“. Trauerbegleitung wird heute nicht allein mehr von den Kirchen angeboten. Es gibt viele „Mitbewerber“ auf diesem Gebiet, sei es durch Bestattungsunternehmen, durch sogenannte Trauerinstitute oder durch andere freie Anbieter. Für uns war und ist es wichtig, dass unsere Trauerbegleitung von der christlichen Hoffnung getragen ist, die beide Kirchen gemeinsam – ökumenisch – haben. Diese Voraussetzung machen wir nach außen hin deutlich und transparent. Das heißt aber nicht, dass nur Christinnen und Christen zu uns kommen dürfen. Das Trauercafé ist für alle offen. Nur müssen Trauernde, die zu uns kommen, damit rechnen, dass in der Trauerbegleitung der eigene Glaube auch thematisiert wird. Ebenfalls finden zweimal im Jahr, immer in der Fastenzeit und im November, ökumenische Andachten für Trauernde statt.

### 3. Der Anfang und die weitere Entwicklung

Dieses offene Angebot wurde seit der Eröffnung im November 2003 sehr gut angenommen. Im Durchschnitt kamen ca. 15 Personen an jedem Sonntagnachmittag in das Trauercafé. In den Gesprächen gab es nach 4 bis 5 Monaten immer mehr die Rückmeldung von den Besucher(innen), dass sie sich über das Gesprächsangebot im Trauercafé hinaus weitere Angebote wünschten. Die Teammitglieder legten daraufhin mehrere Wochen eine Liste aus, in denen Vorschläge eingetragen werden konnten. Aus diesen Vorschlägen heraus wurde dann das erste Jahresprogramm 2004/2005 (2. Halbjahr 2004/1. Halbjahr 2005) entwickelt und als Flyer in einer Auflage von 3500 veröffentlicht, der an alle evangelischen und katholischen Gemeinden und Einrichtungen sowie an Bestatter, Friedhofsgärtner, Ärzte, Psychologen, Krankenhäuser, Pflegeheime, Buchhandlungen und auch an städtische Institutionen verschickt wurde.

Die Veranstaltungen wurden so gut angenommen, dass die Angebote seit dem zweiten Jahresprogramm 2005/2006 erheblich erweitert wurden. Seitdem gibt es von September bis Juni an einem Sonntag im Monat von 15.30 bis 17 Uhr ein thematisches Angebot (wobei es von 14.30 – 15.30 Uhr auch noch die Möglichkeit zum Gespräch gibt), das meistens von einem/einer auswärtigen Referenten/Referentin bestritten wird. Bisher hat sich gezeigt, dass bestimmte Themen immer wieder angefragt werden und sich zu einem „Dauerbrenner“ entwickelt haben, wie z.B. Fragen nach Jenseitsvorstellungen, Leid und Tod, Umgang mit und Formen der Trauer, Krankheitsbilder und körperliche Symptome während der Trauerphasen, Fragen um den Komplex Sterbebegleitung und Sterbehilfe, rechtliche und wirtschaftliche Fragen zum Thema Vorsorge, Vorsorgevollmacht, Patientenverfügung, Regelung finanzieller Angelegenheiten und Erbschaft, aber auch philosophische und anthropologische Fragen zum Thema der Lebensgestaltung, der Glückssuche und vieles mehr.

Ebenfalls findet in jedem Jahr ein Trauerseminar oder ein Trauergesprächskreis über einen bestimmten Zeitraum an einem Werktag statt. Weiterhin haben sich körperorientierte Angebote bewährt, die in der Woche laufen, wie z.B. Kurse im meditativen Tanz oder Chi-Gong, da viele Trauernde Schwierigkeiten mit ihrem Körpergefühl haben.

2007 ist das Angebot dann noch einmal erweitert worden: Seitdem ist jeder 2. Sonntag im Monat thematisch besetzt, entweder durch einen Referenten oder in Form eines thematischen Gruppengesprächs, das die Teammitglieder leiten. Seit 2009 gibt es auch einen Internetauftritt des Ökumenischen Trauercafés, auf dem alle wichtigen Informationen zu finden sind.<sup>1</sup>

Das Team selbst trifft sich in regelmäßigen Abständen, einerseits zum Austausch und zur kollegialen Beratung, andererseits zur Klärung organisatorischer und inhaltlicher Fragen. Für die ehrenamtlichen Mitarbeiter werden in regelmäßigen Abständen Fortbildungen organisiert und durchgeführt. Das ursprüngliche Team hat sich seit Beginn immer wieder verändert: die vier Initiatoren sind immer noch dabei; von den ursprünglichen Mitarbeiterinnen machen noch zwei mit; eine Mitarbeiterin ist verstorben, ein Mann ist dazu gekommen. Wie am Anfang besteht das Team durch Neuzugänge aus 10 Mitgliedern.

#### **4. Und die Moral von der Geschicht?**

Wenn ich auf die Zeit zurückschaue, wird mir bewusst, dass das Ökumenische Trauercafé kein statisches Gebilde, sondern ein prozesshaftes Geschehen war und ist, sowohl in der konzeptionellen Gestaltung als auch in der personellen Besetzung des Teams und der Besucher(innen). So führte die Erweiterung unserer Angebote dazu, dass sich der Adressatenkreis erheblich vergrößert und pluralisiert hat. Das heißt: Es gibt Besucher(innen), die ausschließlich in das Café zu Gesprächen kommen, andere dagegen nehmen sowohl am Café als auch an den Veran-

staltungen und Angeboten im Jahresprogramm teil; und es gibt auch welche, die nur zu den Veranstaltungen und Angeboten kommen.

Insgesamt hat sich gezeigt, dass durch die Trauerbegleitung bei den Besucher(innen) des Trauercafés Fragestellungen, Bedürfnisse und Themen aufbrechen und akut werden, die immer wieder neue Formen der Auseinandersetzung herausfordern. Von daher bleibt der prozesshafte Charakter weiterhin erhalten. Zugleich sind die Angebote des Ökumenischen Trauercafés gut besucht, weil sie sozusagen „bedarfsgerecht“ sind.

Die Kehrseite der Medaille war natürlich eine Potenzierung der anfallenden Arbeit. Stand am Beginn „nur“ der Cafébetrieb mit den Gesprächsmöglichkeiten, bindet gegenwärtig die Erstellung des Jahresprogramms sowie die Pflege des Internetauftritts einige Kapazitäten. Von daher fährt zur Zeit das Team personell am Limit. Eine Aufstockung der Mitarbeiteranzahl ist dringend notwendig und wird durch eine entsprechende Suche angegangen. Das heißt aber auch, dass ehrenamtliche Kräfte wieder geschult und in die Arbeit eingeführt werden müssen. Die Mitarbeiter selbst sollen bestimmte Qualifikationen mitbringen, wie z.B. Empathiefähigkeit, eigene reflektierte Trauererfahrung, Gesprächsoffenheit usw. In den letzten 7 Jahren konnten wir auch zwei ehemalige Besucherinnen des Trauercafés für unsere Arbeit gewinnen.

In der gesamten Zeit gab es eine schwierige Situation. Der Schwerpunkt des Ökumenischen Trauercafés ist die Begleitung von Menschen in der Zeit ihrer Trauer. Wie lange diese Zeit ist, kann jede(r) Besucher(in) für sich selbst bestimmen. Die meisten verlassen auch – meistens nach ca. 1 Jahr – das Café; manche kommen später für eine bestimmte Zeit wieder, wenn sie das Gefühl haben, sie brauchten wieder Begleitung. Es hatte sich aber nach ca. drei Jahren eine feste Gruppe von ca. 6 Personen gebildet, die schon eine Art Freundeskreis waren und sich wöchentlich im Trauercafé verabredeten. Dabei stand aber nicht mehr der Austausch über die Trauer im Mittelpunkt. Wir vom Team waren

am Anfang etwas hilflos, weil uns nicht klar war, wie wir reagieren sollten. Nachdem wir die Situation ca. 1 Jahr weiter laufen ließen, beschlossen wir, die Mitglieder der Gruppe direkt anzusprechen, um zu schauen, ob das Trauercafé noch ein Ort für sie sei oder ob sie sich als Freundeskreis nicht auch woanders treffen könnten. Diese Aktion kam trotz sensiblen Umgangs mit dieser Situation bei den Mitgliedern der Gruppe unterschiedlich an: Einige verließen verärgert das Café; bei anderen wiederum lief man offene Türen ein, weil sie schon selbst daran gedacht hatten; wiederum andere waren noch unentschlossen, konnten aber unser Anliegen verstehen. Letztendlich löste sich aber die Gruppe auf und trifft sich heute noch im privaten Kreis. Für uns war diese Situation noch einmal der Anstoß, immer wieder den Besucher(innen) auf sensible Weise deutlich zu machen, dass die Trauerbegleitung im Café zeitlich begrenzt ist. Es besteht immer die Möglichkeit, wieder zurück zu kommen, um sich Hilfe und Stärkung zu holen. Aber es geht auch darum, wieder zurück ins Leben zu gehen.

Ein weiterer Punkt, der für unser Team wichtig wurde, ist die sukzessive Vernetzung des Ökumenischen Trauercafés mit anderen Institutionen. So haben wir z.B. Kontakte zu einem ambulanten und einem stationären Hospiz, zur Abteilung Soziales der Stadt Gelsenkirchen, zum Caritasverband, zur Krankenhausseelsorge, zur Friedhofsgärtnergenossenschaft usw.. Ebenfalls delegieren wir Trauernde weiter, wenn es ihre Situation verlangt. So gibt es z.B. in Gelsenkirchen eine Gruppe in einer Gemeinde, die sich auf trauernde Eltern spezialisiert hat. In diesen spezialisierten Gruppen sind manche Trauernde besser aufgehoben, da sie ihre besondere Situation berücksichtigen.

Das Ökumenische Trauercafé, so unser Eindruck, ist in Gelsenkirchen anerkannt und zu einer festen und verlässlichen Institution geworden. Wir werden relativ gut mit Spenden versorgt, um die laufenden Kosten zu decken oder das Jahresprogramm zu drucken. Diese Förderung verlangt natürlich, dass unsere Sponsoren auch betreut werden müssen. Einige erhalten am Ende eines jeden

Jahres einen Dankesbrief mit Informationen, was in den letzten 12 Monaten alles gelungen ist. Gruppierungen, die uns unterstützen, besuchen wir regelmäßig selbst und schildern unsere Arbeit im Trauercafé. Diese Transparenz fördert das Fundraising, das wir betreiben müssen.

Wie ich zu Beginn schon sagte, wird das Ökumenische Trauercafé bis heute gut angenommen. Die beiden Kirchen haben, was die Begleitung von Sterbenden und Trauernden anbelangt, immer noch bei den Menschen einen Vertrauensvorschuss, und zwar, so unsere Erfahrungen, nicht nur bei Christen. Von daher kann ich das unterstützen und verstärken, was der Wiener Pastoraltheologe Johann Pock sagt: Er sieht neue Chancen für die Kirche in einer „bunter werdenden Landschaft der Trauer- und Begräbnisriten“<sup>2</sup>. Durch die starken postmodernen Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen haben die Kirchen zwar ihren identitätsstiftenden Charakter verloren. Ihnen wird aber heute wieder von Christen, Ausgetretenen und Nichtchristen fast als Einzigen zuge-  
traut, in den Bereichen Sterben, Tod und Trauer kompetent und einfühlsam agieren zu können. Deshalb plädiert Pock auch dafür, dass die Kirchen ihren pastoralen Beistand allen zukommen lassen sollten, die danach fragen, zumal das Trösten der Trauernden „zu den Reich-Gottes-Kriterien gehört“<sup>3</sup>. Ebenfalls ist es pastoral auch eine große Chance, Menschen in Notlagen zu begleiten.

Für Pock ist die persönliche Begleitung leidender und trauernder Menschen durch Seelsorger(innen) unverzichtbar und durch nichts zu ersetzen. Diese Aussage kann ich nur unterstützen. Auch wenn die Angebotspalette des Ökumenischen Trauercafés in den letzten Jahren differenziert gewachsen ist, bleibt unser Kerngeschäft die Begleitung, die persönliche Begegnung und das Gespräch. Hier erfahren letztendlich die Menschen, die zu uns kommen, Annahme, Empathie und auch Trost. Wobei der Trost für die Trauernden oft dadurch entsteht, dass es im Café Menschen gibt, die einfach nur zuhören und die Trauer aushalten.

Johann Pock kommt zu der Auffassung, dass die Trauerpastoral wieder andere sektorierte Orte der Pastoral zusammenbringen kann durch Vernetzung und Zusammenarbeit. Gerade die Altenpastoral, Krankenhausseelsorge und Hospizarbeit sollten mit der Trauerpastoral kooperieren. Pock ist davon überzeugt: „Wenn die einzelnen pastoralen Orte nicht zusammenarbeiten, wird eine große Chance für die Begleitung vertan.“<sup>4</sup> Die Betreuung und Begleitung von Angehörigen ist die Aufgabe der Trauerpastoral, die z.B. von der Krankenhauseelsorge oder Altenpastoral kaum oder gar nicht leistbar ist, was letztendlich auch zu einer Entlastung führt. Unsere Erfahrungen im Ökumenischen Trauercafé mit den oben benannten Vernetzungspartnern bestätigen die Auffassungen von Johann Pock. Ich würde sie sogar dahingehend erweitern und sagen, dass auch die Trauerpastoral durch die Kooperationspartner und Vernetzungen entlastet wird. Denn auch wir stoßen bei bestimmten Problemlagen an unsere Grenzen und sind froh, wenn wir Menschen durch Weitervermittlung helfen können.

## 5. Abschluss

Nach diesem Rückblick und Hinblick auf die Gegenwart möchte ich zum Ende einen kurzen Ausblick wagen. In der nächsten Zeit will das Team des Ökumenischen Trauercafés zwei Aufgaben in Angriff nehmen. Zum einen haben wir vor, die bisherigen Kooperationen und Vernetzungen zu intensivieren und eventuell einen Rahmen dafür zu schaffen. Konkret heißt das, dass wir vorhaben, uns mit Vertretern aller Einrichtungen und Institutionen, mit denen wir Kontakte haben, einmal im Jahr zu einem Austausch und Gespräch zu verabreden. Hier wäre dann auch der Ort, Absprachen für die Zusammenarbeit und für anstehende Aufgaben zu treffen.

Zum anderen steht die Frage im Raum, wie wir mit kommerziellen Anbietern umgehen, die ebenfalls in der Trauerbegleitung tätig sind und mit uns hinsichtlich von Koopera-

tionen in Kontakt treten. Dies einfach abzulehnen, ist schwierig. Denn sie haben zum Teil sehr gute professionelle Angebote in Segmenten, wie z.B. die Begleitung von trauernden Familien, Kindern und Jugendlichen, die in unserem Einzugsbereich keiner bearbeitet, auch nicht von unseren bisherigen Kooperationspartnern.

Insgesamt ist für die Teammitglieder die Arbeit im Ökumenischen Trauercafé auch nach über 7 Jahren eine positive Herausforderung und eine sehr spannende und interessante Angelegenheit. Damit verbunden ist eine hohe Zufriedenheit, die vor allem von den dankbaren Rückmeldungen der Trauernden kommt, die wir begleiten. Deshalb möchten wir unseren Weg noch lange gemeinsam weitergehen.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Das Ökumenische Trauercafé ist unter folgender Internetadresse erreichbar:  
[www.kirche-ge.de/oek-trauercafe.html](http://www.kirche-ge.de/oek-trauercafe.html)
- <sup>2</sup> Johann Pock, Umgang mit Tod und Trauer ist kirchliche Kernkompetenz, in:  
[www.kathpress.at/site/focus/archivmeldungen/allerheiligen/article/677.html](http://www.kathpress.at/site/focus/archivmeldungen/allerheiligen/article/677.html), aufgerufen am 11. Januar 2011.
- <sup>3</sup> Ebd.
- <sup>4</sup> Ebd.

# Gute Gründe zu glauben

## Argumente für die Praxis missionarischer Pastoral

---

Die in der kirchlichen Jugendarbeit groß gewordene Simone K. arbeitet an einem naturwissenschaftlichen Lehrstuhl. Sie berichtet mir immer wieder davon, wie sie von ihren Kolleginnen und Kollegen herausgefordert wird, ihnen den Glauben plausibel zu machen. Dieses Kapitel ist Frau K. und allen gewidmet, die bereit sind, ihren Glauben heute den Fragen der Menschen auszusetzen, ihn diesen auch gewinnend vorzuschlagen und ihn dabei vielleicht auch neu zu entdecken. Worin ich Frau K. und alle potentiellen Missionare bestärken möchte: Glaube, Theologie, Kirche stehen nicht im Widerspruch zu Vernunft und (Natur-)Wissenschaften. In diesem Bewusstsein kann die Suche nach guten Gründen beginnen, die für den christlichen Glauben in unserer Zeit sprechen.

Die reichen Schätze der Theologie will ich hier nicht in wissenschaftlichen Diskursen entfalten. Sie dürfen keineswegs unterschätzt werden. Denn sie helfen unserer Vernunft, die Geheimnisse des Glaubens zu durchdringen. Theologische Erklärungen müssen sich dabei aber immer davor hüten, nicht als hoch trabende Diskurse abzuheben, in denen sich Wissenschaftler mit schönen Worten selbst verwirklichen. Theologie ist kein Selbstzweck. Sie dient der Begegnung des Menschen mit der Liebe Gottes. Sie gibt uns Antworten auf unser Woher und Wohin, die uns auch im Dunkel den Kreuzen des Lebens bewusst ins Auge schauen lassen, um neu zu leben. Ihre Ergebnisse müssen verstehbar gemacht werden, um zum Staunen zu befähigen. Dazu folgen nun einige Beispiele. Sie wollen gute Gründe für den

Glauben sein, die sich als praktisch plausibel erwiesen haben. Sie zeigen, was uns und unserer Gesellschaft heute und in Zukunft ohne christlichen Glauben fehlt. Es folgen nun also gute Gründe für uns Missionare in der Welt von heute.

## Darum Menschenwürde!

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Wer wollte das bestreiten? Wer es anders sieht, steht außerhalb unseres Grundgesetzes. Wenn der Verfassungsrechtler Ernst-W. Böckenförde vor knapp sieben Jahren mit Verweis auf einen neuen Kommentar den Inhalt von Art. 1 Abs.1 unseres Grundgesetzes in Gefahr sah, behauptete er nicht weniger als eine fundamentale Infragestellung unserer Verfassung. Diese Unterstellung war ein Tabubruch für unsere Konsensgesellschaft. Bis dahin schienen doch alle irgendwie für die unantastbare Menschenwürde zu sein: Liberale wie Sozialisten, Freimaurer wie Religiöse, Spitzenverdiener wie Arbeitslose. Diese Sorglosigkeit macht sich heute wieder breit. Die Wogen scheinen geglättet.

Doch zu Unrecht: Die vermeintliche Übereinstimmung endet rasch. Viele verbinden mit der Menschenwürde unterschiedliche Inhalte. Dabei hängt an dieser Deutung nicht weniger als das Verständnis von Gerechtigkeit. Sie ist schließlich das der Menschenwürde entsprechende Recht. Es gibt nun aber nicht die eine Menschenwürde und also auch nicht die eine Gerechtigkeit. Wer von der Menschenwürde spricht, muss sich deshalb zu einer schlüssigen weltanschaulichen Begründung offen bekennen. Er muss die daraus folgenden Rechte und Pflichten offen benennen. Dann bleibt die eigentlich spannende Frage: Wer kann noch schlüssig ihre Unantastbarkeit begründen?

Da gibt es etwa die konsequent liberale Antwort. Der Menschenwürde entsprechen demgemäß solche Rechte und Pflichten, die dem ökonomischen Nutzen der Individuen zugeordnet sind. Das heißt: Staatliche Eingriffe in Eigentumsrechte (etwa zur Finanzierung der Sozialhilfe) sind nur aus Nutzen-

kalkülen zur Absicherung des sozialen Friedens für die Bessergestellten erlaubt. Der sozial Schwache erhält nicht deshalb die Hilfe der Gemeinschaft, damit er ein menschenwürdiges Leben führen kann, sondern nur, damit er ruhig gestellt ist und nicht zu Gewalttaten neigt. Eine so verstandene Sozialhilfe, die den Stärkeren nutzt, verstehen und propagieren einflussreiche Wirtschaftsethiker wie Karl Homann und Ingo Pies als „Duldungsprämien“ zur Minderung des „Drohpotentials“. Streng genommen lassen sich dann Sozialleistungen wie die Sozialhilfe oder Hartz IV-Zahlungen an „ungefährliche“ Schwache nicht legitimieren (etwa an viele Altersdemente, schwerstens geistig Behinderte usw.). Es überrascht wohl nicht, dass gerade aus einem solchen Denken heraus immer wieder Schmarotzdiskussionen angestachelt werden, die wiederum das gesellschaftliche Klima vergiften. Ob der sozial benachteiligte Mensch am Rande der Gesellschaft innerlich leer und damit unfrei oder (sucht-)abhängig wird, das ist dann solange gleichgültig, wie er seine Leistung für die Ordnung erbringt und er diese nicht etwa durch Gewaltausbrüche gefährdet.

Da gibt es auch die kommunistische Antwort. Der Menschenwürde entsprechen demgemäß solche Rechte und Pflichten, die dem kollektiven Nutzen gehorchen. Das heißt: Wer dem Kollektiv nicht dient oder die herrschende Partei kritisiert, verliert seinen Status als gesellschaftliches Subjekt. Er wird zum Objekt der herrschenden Partei. Was ist etwa mit den teuren Rentnern? Sie wurden gerne aus der DDR entlassen. Was ist mit den überzähligen Arbeitskräften? In Chinas Industrie ohne Sicherheitsstandards werden jährlich tausende Menschen auf dem Altar des kollektiven Wachstumsplans geopfert. Und dann gibt es schließlich noch die Antwort der Vernunft. Der Menschenwürde entsprechen demgemäß solche Rechte und Pflichten, die im Sinne Immanuel Kants einem ewigen Gesetz der Vernunft folgen. Das heißt: Es sind tatsächlich unantastbare Rechte und Pflichten begründbar, wenn sie dieses Gesetz voraussetzen. Dies bleibt aber eine bloße Behauptung. Denn die Frage ist

unbeantwortet, warum eigentlich ein abstraktes Gesetz der Vernunft objektive Rechte und Pflichten für Menschen begründen sollte, die selber die Vernunft nicht, nicht mehr oder noch nicht besitzen. Und was ist mit den vernunftbegabten Tieren? Der frühere Kulturstatsminister Julian Nida-Rümelin etwa fordert fließende Übergänge zwischen Menschen- und Tierrecht ein. Was machen wir dann noch mit der unantastbaren Menschenwürde?

Der Kern von Artikel 1 Absatz 1 unseres Grundgesetzes kann mit allein säkularen Argumenten nur entweder relativiert oder aber als solche behauptet werden. Da die unantastbare Menschenwürde logisch nicht bewiesen werden kann, ist sie eine Glaubenssache. Wenn wir aber für sie eintreten, warum dann nicht auf diejenige Behauptung bauen, die diese Unantastbarkeit auch offen als Glaubenssache bekennt und auch gut begründen kann: in der christlichen Idee von der Gottesebenbildlichkeit und von der Menschwerdung Gottes!?

## **Darum zum Heiligen Geist Beten!**

Ein Passagierflugzeug rast auf ein Hochhaus zu. Die Entscheidung: Abschießen oder Fliegen lassen? Ein gefasster Entführer gibt nicht das Versteck der Geisel preis. Die Entscheidung: Gewalt Androhen oder Abwarten? Mogadischu 1977: Wird die Besatzung der Lufthansamaschine ‚Landshut‘ befreit, ist die Ermordung des entführten Hans-Martin Schleyer sicher. Die Entscheidung: Stürmen oder Nachgeben? Zar Nikolaus II., Hitler, Mussolini, Franco, Pinochet, Stalin, Mao, Ceausescu, Honecker, Khomeini, Ahmadnadschad, Bin Laden. Die Entscheidung: Ist Tyrannenmord erlaubt oder nicht? Und warum bei dem einen ja und bei dem anderen nein?

Der Verweis auf das geschriebene Gesetz oder das gesprochene Recht hilft in vielen wichtigen Entscheidungen wenig. Der frühere Verteidigungsminister Peter Struck hätte im Fall der Fälle den Abschuss eines entführten Flugzeugs gegen den Verfassungsge-

richtsbeschluss angeordnet - und wäre danach zurückgetreten. Der Kindsentführer Magnus Gräfen klagte gegen die ihm nach seiner Festnahme von der Polizei angedrohte Folter. Kriminalkommissar Wolfgang Daschner erhielt eine gerichtliche Verwarnung mit Strafvorbehalt. Entscheidungen, denen ein merkwürdiger Geschmack anhaftet.

Weder ein Expertenurteil noch eine vernünftige Abwägung der Güter führt sicher zu einem eindeutigen Ergebnis. Gründe gibt es immer für die eine oder für die andere Wahl. Die Notwendigkeit zum persönlich verantworteten Werturteil bleibt. Wie soll ich mich also entscheiden, wenn Unabwägbares gegeneinander abgewogen werden muss: zum Beispiel Leben gegen Leben. Oder in wichtigen persönlichen Lebensentscheidungen wie etwa bei der Wahl von Partner und Beruf. Der Verweis auf gute Freunde ist da schon eine Hilfe. Sie schauen durch eine empathische Brille auf das Problem. Neue Aspekte helfen in der Bilanzierung der Argumente. Doch, auf welcher Seite der Saldo steht, das können auch sie dem Entscheidungsträger nicht abnehmen.

Menschlich gesetztes Recht, menschliche Vernunft und freundschaftlicher Rat hinterlassen in Schlüsselsituationen immer noch ein logisch unauflösbares Dilemma. Ein unbedachter Schnellschuss ist die eine Versuchung, dem Hin und Her ein Ende zu setzen. Das lähmende Leiden an dem tragischen Schicksal, durch unser Entscheiden immer auch Unheil oder Verlust zu bringen, ist die andere Versuchung. Diese Zerrissenheit zermürbt. Sie zerstört politische, juristische wie persönliche Überzeugungs- und Durchsetzungskraft.

Politiker, Kommissare, Juristen, Bürgerrechtler oder einfach nur Sinnsucher, die glauben, wissen sich in ihren wichtigen Entscheidungen weder dem Schicksal einer blinden Stimmung noch der lähmenden Tragik ausgeliefert. Sie wissen um die Grenzen von menschlichem Recht, Vernunft und Rat. Der Glaube kann die allein weltbezogene Zerrissenheit im Dilemma durch eine Haltung des Vertrauens ersetzen. Ein gläubiger Mensch vertraut darauf, dass Gott durch und mit

Menschen wirkt, wenn er mit ihm in Verbindung stehen will. Exemplarisch für die Politik beschreibt Oswald von Nell-Breuning es so: „Der gläubige christliche Politiker wird in solcher Lage zum Heiligen Geist um die rechte Eingebung beten.“ Die Mühe der Entscheidung wird ihm dadurch nicht abgenommen, aber er weiß, dass er die letzte Verantwortung vor Gott alleine hat.

## **Dem Gewissen das Wort geben!**

Angenommen, Sie nehmen an einer der zahllosen Talkrunden teil. Heiße Diskussionen um strittige ethische Fragen fordern Ihre Meinung. So etwa zu folgendem Thema: Das Klonen von Menschen scheint wissenschaftlich machbar. Die Intuition sagt: Wo führt das hin? Menschen werden reproduziert. Bestimmte Eigenschaften werden gezüchtet, andere ausgemerzt. Der Missbrauch ist unvermeidlich. Szenarien mit willenlos kreierte Wesen aus Grusel- oder Science-Fiction-Filmen scheinen nahe. Unbestimmte Intuitionen reichen aber nicht aus. Ausgesprochene Argumente sind gefragt. Etwa gegen aus Amerika per Video zugeschaltete Eltern. Sie fordern die Freigabe. Tragisch hatten sie ihr Kind bei einem Unfall verloren. Nun wollen sie es wieder haben! Mit welchem Grund wollten Sie Ihnen das verwehren?

Ein anderes Thema: Der australische Soziologe Peter Singer stellte unerhörte Fragen: Warum sollen gesunde Affen weniger Rechte haben als schwer behinderte Menschen? Ob es nicht für manche Behinderte besser sei, sie wären nicht geboren? Die amerikanische Soziologin Martha Nussbaum meint, bestimmte Lebewesen seien überhaupt keine Menschen, auch wenn beide Eltern Menschen sind. Das ist unerhört, sagt uns die Intuition. Wo führt das hin? Gibt es also bald wieder die Rede von „minderwertigen“ menschlichen Leben? Eine nur empfundene Intuition reicht aber nicht aus. Ausgesprochene Argumente sind gefragt: Etwa gegen Ökonomen, die vorrechnen, was die Betreuung Behinderter kostet. Und das bei

leeren Sozialkassen. Oder gegen Mediziner und Psychologen, die von den schweren Belastungen und Einschränkungen der Eltern behinderter Kinder berichten. Welches Argument ist hier entgegen zu halten?

Noch ein Beispiel: Der so genannte Kannibale von Rottenburg wurde verurteilt. Er wollte einen Menschen verspeisen. Im Internet hatte er jemanden gefunden, der verspeist werden wollte. Unsere Intention sagt uns: So eine Perversion muss bestraft werden. Wo führt das auch hin? Geben wir jede Kultur auf? Die unartikulierte Intuition reicht auch hier nicht. Ausgesprochene Argumente sind gefragt, etwa gegen den Anwalt des Kannibalen, der meinte: Es kam doch zu einem rechtmäßigen Vertragsabschluss. Beide wollten es, ohne Zwang. Und der Vertrag wurde eingelöst. Was sollte dagegen sprechen: die Sittenwidrigkeit? Aber das überzeugt ihn nicht.

Die Intuition ist dennoch keineswegs aus dem Feld geschlagen. Das Gewissen kann selbst ein Argument gegen bloße Betroffenheit oder Rhetorik sein. Natürlich kann es irren, wenn es, um mit Immanuel Kant zu sprechen, verdorben ist. Glaubende Menschen vertrauen aber darauf: Das Gewissen besitzt grundsätzlich die Fähigkeit, Gutes von Schlechtem zu unterscheiden. Das bezeugt etwa der biblische Schöpfungsbericht der Genesis. Die Eltern aus Amerika werden ihr verlorenes Kind auch nicht in einem Klon zurückbekommen. Das Gewissen meldet sich, wenn Menschen selbst den Schöpfer spielen. Zahllose behinderte Menschen haben grade in den letzten Jahren nie das Licht der Welt erblickt. Das Gewissen meldet sich zu Wort, wenn so Menschenleben geopfert werden. Der Anwalt des Kannibalen wendet die Prinzipien des Vertragsrechts auf geschäftsunfähige Partner an und hebt damit das Menschenrecht aus. Das Gewissen meldet sich zu Wort, wenn menschliches Leben zu einer Ware wird. Das Gewissen ist für die Gesellschaft ein Kompass der Menschlichkeit. Glaubende Menschen trauen ihm das zu und sprechen es aus.

## **Soziales Miteinander ohne Ausgrenzung**

Individualisierung, Gier und gewachsene Versorgungsmentalität führten zu einer gesellschaftlichen Desolidarisierung mit wachsender Anonymität. Dies schlägt sich heute nieder etwa im demographischen Wandel, in Bildungsnot, Vereinsamung von alten Menschen, in zunehmenden Sinnkrisen (Sucht, Depressionen), niedrigen Geburtenraten, in Scheidungs- und Abtreibungsrekorden und nicht zuletzt in einer zunehmend tabulosen Medienlandschaft. Was dagegen paradox klingt: Die Menschen lehnen mehrheitlich eine solche Entwicklung ab, der sie doch folgen. Die Shell Jugendstudie 2006 sieht traditionelle Werte und Tugenden in der jungen Generation „entstaubt“. Zunehmend hoch im Kurs stehen Familie, Freundschaft, Treue, Fleiß, Ehrgeiz. Der Wunsch nach eigenen Kindern steigt deutlich. Es besteht eine Hochachtung gegenüber den alten Menschen, auch vor deren Leistung zum Wiederaufbau unseres Landes nach dem Krieg. Es herrscht eine verbreitete Suche nach Geradlinigkeit, eine Sehnsucht nach einem „inneren Kompass“, nach „Konstanten“ des Lebens. Solche Antworten sind für die 70er oder 80er Jahre kaum vorstellbar. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft spielt eine zunehmende Rolle. Offensichtlich wurde dies etwa bei sportlichen Großereignissen oder beim Weltjugendtag. Was vermisst wird, ist ein verloren gegangenes Wir-Gefühl.

Wir sehen den Gesellschaftsstudien entsprechend eine wachsende parteipolitische Heimatlosigkeit bei zunehmender politischer Positionierung. Grund dafür sind offenbar die in unserer Gesellschaft nicht eingelösten beziehungsweise nicht lebbareren sozialen Werte und Tugenden (Familie, Treue). Dies führt bei vielen zu einer inneren Emigration im Bewusstsein unterdrückter Ideale. So haben sich auch die Texte in der aktuellen deutschen Musikszene gewandelt. Etwa die angesagten Gruppen MIA, Silbermond, Söhne Mannheims oder die Sportfreunde Stiller rufen diese Sehnsucht frei heraus.

Viele Menschen fühlen sich unzufrieden, aber in etablierten Parteien nirgends beheimatet. Über Milieugrenzen hinweg ist eine neue Offenheit für nicht-individualistische Visionen auszumachen. Das ist eine Chance für eine ganzheitliche Weltanschauung wie die christliche. Aber es ist auch ein Nährboden für Radikale von rechts und links, für Sekten und Islamismus mit ihren weltanschaulich allzu einfachen „Klarheiten“ bereitet. Beispiel dafür ist etwa das Erwachen einer neuen „Rechten“ in den sonst als Musterland der Toleranz bekannten Niederlanden oder der SVP in der Schweiz. Gemeinschaftswerte werden mit je anderem Vokabular am rechten und linken Rand propagiert. Das zieht Suchende an. Auch die Linkspartei in Deutschland bedient damit durchaus konservative Sehnsüchte. Die von ihr betriebene „Ostalgiejeweile“ schürt unter den Fahnen der Solidarität rhetorisch geschickt den Klassenkampf unter dem Ideal des Gemeineigentums. Gerade die weltanschaulich Heimatlosen, die selbst nicht mehr die menschenverachtenden Gräueltaten des SED-Regimes miterlebten, sind offen für dieses verlockende Angebot sozialer Identität. Die Linkspartei bietet eine Weltanschauung, die viele Suchende anzieht. Die allzu einfachen Antworten bauen auf dem marxistisch-materialistischen Menschen- und Gesellschaftsbild auf. Auch im Kommunismus geht es nicht um eine integrierende Wir-Identität, sondern um eine ausgrenzende, nunmehr klassenspezifische Identität, die sich über den politischen Kampf definiert. Neiddiskussionen etwa sind ein beliebtes Instrument der Stimmungsmache, und auch das Schüren von Tarifkonflikten dient dazu, die bestehende Gesellschaftsordnung zu desavouieren. Vordergründig aber wird die Sehnsucht der Unzufriedenen nach politischer Heimat bedient. Und das macht auch diese Ideologie so gefährlich.

Die Kirchen treten mit ihrer Antwort auf die Sehnsucht nach dem „Wir“ in Konkurrenz zu den (pseudo)religiösen Alternativen. Die christliche Tugend einer sozialen Liebe überwindet den Geist der Anonymität. Sie versteht sich als integrierender Geist eines auch

emotionalen Zusammenhalts der Menschen. Als Abbild Gottes und als von Gott Geliebte verstehen sich Christen selbst als zur Liebe berufen. Ein verbindender Geist sozialer Liebe schafft eine Identität ohne Ausgrenzung. Er ebnet den Weg zu einem sozialen Wir-Bewusstsein über Bekenntnisgrenzen hinweg.

## **Dank stiftet Sinn!**

Die herrschende Vorstellung von Sinn bestimmt, wie Menschen sich und anderen begegnen: im Sprechen und Hören, Schreiben und Lesen, im Anschauen, Berühren und Fühlen.

Stellen wir uns vor, es gebe Gott nicht. In der Moderne weist die Zivilreligion ihre vermeintlich vormodernen Kontrahenten in die Schranken. Glauben gilt allenfalls als Privatsache. Den sozialen Frieden will die säkulare Zivilgesellschaft aus eigener Kraft herstellen. Das Recht des Stärkeren könnte hier eine Idee von Sinn stiften. Dann gestaltet sich das Miteinander als Selbsterhaltungskampf. Das Gegenüber ist Mittel zum Zweck meiner Instinkte und Interessen. Das gilt für berufliches und privates, für politisches und wirtschaftliches Handeln. Der Wirtschaftsnobelpreisträger Gary Becker nennt diesen Geist ökonomisch imperialistisch, wenn auch Partnerschaften und Freundschaften nur Sinn machen, solange sie nutzbringend und deshalb angenehm sind. Die Gesellschaft ist dann ein Krieg konkurrierender Netzwerke, wo Vertrauen durch Abhängigkeiten ersetzt wird: bei politischen, personellen oder wirtschaftlichen Entscheidungen. Verlierer ohne Sinn ist, wer kein irdisches Ansehen erzielt. Kalkül beherrscht das soziale Klima. Wem kann ich noch trauen? Angst, Isolation und Einschüchterung halten eine solche Gesellschaft zusammen. Sprengstoff dafür sind Menschen, die ausbrechen. Das Massaker im Erfurter Gutenbergmuseum wurde auch mit dem Wunsch des Täters begründet, einmal in seinem irdischen Leben groß heraus zu kommen. Wenn nur die irdische Aufmerksamkeit den Wert des Lebens bestimmt, sind solche

grausamen Auswüchse nicht überraschend. Herr Steinhäuser suchte nach Sinn. Schüler und Lehrer wurden seine Opfer.

Stellen wir uns weiter vor, es gebe Gott nicht. Was könnte Sinn stiften? Es könnte der Glaube an die Naturwissenschaft sein, ergänzt durch das Prinzip des Zufalls, wie es Charles Darwin seiner Evolutionstheorie zugrunde legte. Menschen sind dann Zufallsprodukte, allein den Gesetzen von Biochemie oder Neurologie unterworfen. Moderne Hirnforscher, die Gott ausschließen, bewiesen bislang aber nur, was sie in ihren Prämissen schon postulieren: Freiheit und Religion seien bloße Fiktionen. Unsere Beziehungen, unser Denken und unsere Gefühle ließen sich naturwissenschaftlich errechnen und manipulieren. Wo es dennoch überraschend anders kommt, heißt das eben „Zufall“. Gleichgültigkeit beherrscht das soziale Klima. Was bin ich wert? Und was mein Gegenüber? Schwer ist es, Achtung, Verantwortung und Liebe zu begründen. Soziales Miteinander folgt den Trieben. Die Geschichte lehrt uns, wozu ungezügelter menschliche Triebe fähig sind.

Und wenn es Gott doch gibt? Nehmen Menschen das an, dann stiftet das Bewusstsein Sinn, sich dem Schöpfer zu verdanken. Menschen verstehen sich als Beschenkte. Eine Grundhaltung von Dankbarkeit und Verantwortung sollte die Beziehungen bestimmen: den Blick auf uns und aufeinander. Das ermöglicht Sinn von Achtung, Vertrauen, Trost und Lebensfreude. Menschliche Nähe prägt das soziale Klima. Kalkül und Gleichgültigkeit verlieren an Einfluss, wenn unser Sprechen und Hören, Schreiben und Lesen, unser Anschauen, Berühren und Fühlen den liebenden Gott mitdenken.

## **Wahrer Frieden ist da!**

Frieden: ersehnt und erstritten, verheißen und verlogen, seit es Menschen gibt. Die Religionen klagen Kriege an und klagen Frieden ein. Dabei richtet sich ihr erhobener Zeigefinger allzu oft gegen ihre eigene Geschichte. Sie selbst waren verantwortlich

für so viel Unfrieden. Bis heute werden in ihrem Namen Kriege geführt. Es scheint: Frieden könnten wir besser ohne Glauben haben. Was gibt es schon zu vermissen, wenn der Glaube in unserer Gesellschaft schwindet, wenn stattdessen ein gottloser Frieden Einzug hält?

Eine Menge!: Wie erklären wir ohne Gott, was eigentlich den Menschen ausmacht und was seine unbedingte Würde begründet? Ein gottloser Humanismus, der die Würde aus Postulaten oder relativierbarem Nutzen ableitet, hebt sich auf und ebnet der Unmenschlichkeit Tor und Tür. Wankt einmal dieses Fundament, fehlt der menschliche Sensus für eine Wahrheit, die Orientierung gibt. Alles wird gleichgültig. Verlogene Rhetorik, Demagogie und Lobbys bestimmen willkürlich Macht und Meinungen, wo wir allein auf Menschen vertrauen. Solche Orientierungslosigkeit verunsichert viele Menschen. Sehnsucht nach Halt treibt in die Fänge radikaler Parteien, Sekten und auch Islamisten. Solche Gemeinschaften geben sich ihre Identität aber aus dem Kampf gegen andere: Ein Teufelskreis! Eine gottlose Welt ist unmenschlich weil gleichgültig, orientierungs- und sinnlos. Sie ebnet der Gewalt die Bahn. Französische, russische oder chinesische Revolution, braune und rote Diktaturen machten im Namen von Vernunft und Volk Menschen zu Bestien.

Die Kirche hat, das dürfen wir hoffen, aus ihren Fehlern der Vergangenheit gelernt. Vermeintliche Glaubenskriege wie in Irland werden verurteilt. Skandale in den eigenen Reihen werden schonungslos aufgeklärt. Gerade die letzten Päpste haben sich mit ihren glaubwürdigen Zeugnissen für den gerechten Frieden viel Gehör in der Weltöffentlichkeit erstritten. Die Kirchen heute können der Gottlosigkeit selbstbewusst begegnen: Die Menschwerdung Gottes sagt uns, wer wir als Menschen sind. Das schenkt jedem Menschen unbedingte Würde und Sinn. Das Wissen um die Wahrheit Gottes, die nicht von Menschen gemacht ist, relativiert alle menschlichen Reden und Versprechungen. Unser Glaubenswissen, gemeinsam von Gott geliebt zu sein, stiftet eine Ge-

meinschaft, die auch emotional verbindet: sie fordert Frieden aus der Erfahrbarkeit dieser Wahrheit. Das ist, was eine gottlose Gesellschaft vermissen lässt.

Jens K., ein deutscher Soldat in Masar-e Sharif, hat das in seiner Feldpost zu Weihnachten so beschrieben: Er vermisst im Schrecken seiner Missionen an Festen wie Weihnachten die Heilige Messe. Er vermisst damit die Feier wahrer Humanität, wahrer Orientierung und wahren Sinns, wo Gott die Erde berührt und ihr Segen schenkt. Tiefe Sehnsucht spürt, wo wahrer Frieden schon da ist.

## Kreuze sprechen lassen!

Wie persönlich erfahrenes Leid, so macht uns auch die Konfrontation mit politischen Grausamkeiten sprachlos. Das Vertrauen auf Jesus Christus hilft uns auch hier, nicht wegzuschauen, sondern im Blick auf das Kreuz aus der Geschichte zu lernen. Die Jugendliche Cornelia S. schrieb bei ihren ersten Eindrücken in Mitten von 32.000 Kreuzen gefallener Soldaten auf dem Friedhof in Ysselsteyn in den Niederlanden:

*Kreuze bis zum Horizont hinauf  
Totes Meer – Betroffenheit  
Stumme Warner vergangener Zeit  
Doch sag: wer hört darauf?*

*Was uns bleibt,  
ist nicht Erhabenheit  
zu urteilen, welche Schuld die tragen,  
die an Gräben und Grenzen lagen;  
die Menschen zu verachten,  
die Krieg und Sterben brachten,  
doch die auch weinten um zu Haus,  
die Angst hatten um Frau und Kind.  
Frag lieber: Was lernen wir daraus,  
ob wir wirklich klüger sind?*

*Geschichtsbücher berichten,  
trockne Daten sie belichten,  
doch wer erzählt, was täglich war?  
Wer bringt uns den Alltag nah?*

*Doch nur, wer wirklich fühlt,  
sich öffnet, der versteht,  
ist in der Lage zu verhindern,  
dass solch ein Morden weiter geht.  
So stell Dich auf den Weg,  
sieh auf das weite Feld hinab,  
sieh auf jedes einz'ne Grab  
und spüre selbst ...*

Auf dem Friedhof in Ysselsteyn haben wir später bei einer Nachtwache mit etwa 120 Jugendlichen bei einem Kreuzweg auch dies Gedicht gebetet.

Bei ihren ersten Eindrücken am früheren Todesstreifen in Helmstedt/Marienborn schrieb die gleiche Autorin an Gott:

*Ich bin frei geboren,  
und entscheid ich mich für Dich,  
geht meine Freiheit nicht verloren,  
denn in Dir erleb ich mich.*

*Mein Glaube – mein Ursprung,  
mein Weg und mein Ziel,  
mein Glaube – meine Hoffnung,  
meine Entscheidung fiel,  
und fällt doch jeden Tag neu,  
jeden Tag, jeden Augenblick!*

*Ich glaube an die Freiheit,  
die Du mir gibst und lässt.  
Ich hoff, ich bin bereit,  
und halte an Dir fest.  
Auch in Krisen, in die ich gerate,  
möchte ich innerlich gestärkt  
hoffen, dass ich mich nicht verrate,  
hoff, dass man es wirklich merkt,  
dass Du trotz aller Dunkelheit  
in noch so tiefer Einsamkeit  
da bist  
und mich nicht vergisst.*

Auf der Gedenkstätte Marienborn haben wir später bei einer Nachtwache gemeinsam mit 200 Jugendlichen aus Ost und West auch diesen Text gebetet. Ein Kreuz zur Einheit haben wir der Gedenkstätte hinterlassen, um das ein ebenso schlichter wie berührender Gebetsraum entstand. Ja, hierhin gehört ein Kreuz.

Kleine wie große Geschichte(n) mit so vielen Kreuzen verstehen wir neu im Blick auf das eine Kreuz.

## **Der beste Grund: (Er)Leben**

Es gibt viele weitere gute Gründe für den Glauben: etwa die großen Werke christlicher Architektur, Kunst, Musik und Liturgie. Was aber nutzen sie alle, wenn sie nur noch einen musealen oder unterhaltenden Charakter haben? Oder schauen wir auf den Schatz unseres sozialen Auftrags für die Schwachen. Doch was nutzt er, wenn er sich beschränkt auf nachgebetete politische Parolen? Werden gute Gründe nicht mit Leben gefüllt, so dass wir in ihnen Gott begegnen, bleiben sie ungehört. Der Heilige Geist belebt unsere Schätze: unsere großen Kirchbauten! Ich denke an meinen ersten Moment in der Kathedrale von Chartres, wo mich die Sonnenstrahlen durch die wunderbaren blauen Rosetten-Fenster innerlich gepackt und durchgeschüttelt haben. Unsere große Kunst! Ich denke an meine ersten Blicke auf den Isenheimer Altar in Colmar, wo mich vor dem Bild des Gekreuzigten und erst recht vor dem Bild des Auferstandenen ein innerer Schauer überkam. Unsere großen Schätze der Liturgie! Ich denke an das 'Großer Gott' zum Auszug bei meiner Priesterweihe. Immer, wenn ich dies Lied höre, bin ich innerlich bewegt. Ich denke an eine Anbetungsnacht mit Jugendlichen in einer dunklen Kirche mit wenigen Kerzen vor dem Allerheiligsten, wo von dieser Mitte aus ein ergreifendes Gefühl der gemeinsamen Nähe zu Gott ausging. Unser großer sozialer Auftrag! Ich denke an die Franziskaner, die in der Düsseldorfer Innenstadt mit Ihrer Kutte bekleidet Menschen, die auf der Straße leben, in ihren Speisesaal mit großem Kreuz hinein holen, ihnen dort Zeit, Essen und Würde schenken. Aus ihren Augen funkelt die Begeisterung des Heiligen Geistes. Hier erlebe ich, dass Gottes Ruf heute wirkt! Solche Erlebnisse gehören zu meiner eigenen Geschichte des Glaubens. Ihr Glaube hat eine eigene Geschichte. Dazu gehören andere Erlebnisse.

Was uns dabei verbindet: Es sind Erfahrungen, die wir mit Gott gemacht haben. Sie prägen unser Leben und unser Glauben. Das stärkste Argument für den gelebten Glauben sind wir selbst, indem wir ihn leben und ausstrahlen. Was das Geheimnis dieser gewinnenden Kraft ausmacht, dem gehe ich im letzten Teil näher auf den Grund. Denn hier entdeckte ich den Schlüssel, bislang verschlossene Ohren heute zu öffnen. Ohne ihn bleiben alle anderen Gründe ungehört, seien sie noch so gut.

**Fridolin Löffler: Schale der Sehnsucht**  
BOD-Verlag, 2010, 160 S., 10,00 Euro.

Nein, Kollegen müssen nicht Konkurrenten sein. Bernhard Riedl hat zum 60. Geburtstag Fridolin Löfflers, eines Gefährten durch Jahrzehnte in der Hauptabteilung Seelsorge des Generalvikariats in Köln, zusammen mit Barbara Günster und Werner Höbsch, dessen meditative und poetische Texte gesichtet, gesammelt und herausgegeben. Das Umschlagfoto spricht schon Bände. Die Bruder-Klaus-Feldkapelle in Mechernich-Wachendorf in der Eifel signalisiert die langjährige Verbundenheit des Autors mit der Landvolk-Seelsorge und ihrem Schutzheiligen ebenso wie die intensive Suche nach Ausdrucksmöglichkeiten des Glaubens in unserer Zeit.

Fridolin Löfflers Wortarchitekturen nehmen uns in den Innenraum unserer Sprache und eröffnen fernab aller Wortüberflutung neue, oft überraschende Durchblicke in das Unsagbare:

*Gottes Licht hören*

*Als Abraham  
das Weite  
sucht  
kann  
Gottes Licht  
erhören  
es keimt  
der Klang  
vom neuen  
Land  
die alte Liebe  
glüht  
ein Sohn  
geht ihm  
voran*

*Als Abraham  
das Weite  
sucht  
da fängt  
das Leben  
an  
er geht  
hinaus  
und  
tritt ganz  
unverhofft  
hinein  
in Gottes*

*weite  
Lebensmelodie*

Nicht nur an dieser Stelle spürt der Musiker den Wunsch nach Vertonung, einem Summen der Seele, nach Erholung vom Wortschwall auch mancher kirchlichen Rede. Karl Rahner sagte schon einen „kargen Glauben der Zukunft“ voraus. Der sucht in Löfflers Büchlein nach sparsamer Sprache. Dass solches Sparen dennoch aus tiefen Quellen gespeist werden kann, wird auf den 160 Seiten vielfach bewiesen. Ein weiteres Beispiel:

*Du lebst  
Du richtest auf  
den geknickten Halm  
Du öffnest sanft  
die verkrampfte Hand  
Du belebst  
das kalte Wort  
Du triffst  
den suchenden Blick  
Du reichst  
den süßen Wein  
Du bist  
das gute Brot  
DU LEBST*

Ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis erleichtert das Wiederfinden und die Überschriften der sieben Kapitel das Auffinden gesuchter Themen: ... und das Wort war bei Gott (Schöpfungserfahrung) / von Gleichnissen und Wundern (Bibelthemen) / Beheimatung (Gott erfahren im Jahreskreis) / Dank und Teilen (Von Pfingsten bis Herbst) / Nach Bethlehem (Weihnachtsfestkreis) / Flüeli (Die Botschaft des Bruder Klaus) / Gebet Segen (Im Lebens- und Tageslauf).

Eine Fundgrube für alle, die allein oder in Zusammenkünften nach neuer Sprache des Glaubens suchen und dabei auf unserer Erde bleiben wollen!

Gerhard Dane

**Alex Stock: Liturgie und Poesie. Zur Sprache des Gottesdienstes.** Verlag Butzon und Bercker, Kevelaer 2010. 237 S., 17,90 Euro.

Der Autor, Emeritus für Theologie und ihre Didaktik an der Universität Köln und Leiter der dortigen Bildtheologischen Arbeitsstelle, wurde bekannt durch seine grandiose und originelle, bislang achtbändige „Poetische Dogmatik“. Hier legt er sechzehn, zwischen 1985 und 2006 erschienene und meist anlassbedingte Aufsätze vor. Es

sind wichtige Denkanstöße, Zwischenrufe, Anregungen. Sie lenken ein ungewohntes Licht auf manches allzu Selbstverständliche. Gerade darum sind die zunächst entlegener publizierten Gedanken an der Zeit!

Während „Dogmatik und Poesie“ Spannungspole zu sein scheinen, gibt es seit jeher eine Wahlverwandtschaft zwischen Liturgie und Poesie. „Liturgie und Poesie“ nennt darum der Verfasser die Sammlung von Essays zur theologischen „Poetik“. Damit ist eine Kunst gemeint, die es vermag, Lieder und Bilder, Orationen und Literatur als „fons theologiae“ und sinnerschließende Vor-Gaben ernstzunehmen und diese kostbaren Fundstücke und Deuter des Heiligen als Geschenk des Geistes wahrzunehmen.

Alex Stock bewährt sich erneut als Grenzgänger im Raum von theologischer Ästhetik, Literatur- und Kunstwissenschaft. Die Sprachentwicklung der Theologie, der nachkonziliaren Gebetsprache und der Kirchenlieder gerät hier auf den Prüfstand eines Theologen, der aus den reichen Quellen der Theologie und Dichtung schöpft und der sich eine Passion für den Ausdruck, die Schönheit, die kulturelle Kreativität und die Wahrheit der liturgischen Sprache bewahrt hat. Zwischen den Zeilen dieser Essays spüren wir das leidenschaftliche Plädoyer des Sprachliebhabers und sorgfältigen Übersetzers für manches Verdächtige und vergessene, auch die Bitte um Schonung des zunächst Unverständlichen, nicht Nachvollziehbaren und heilsam Befremdlichen. Stock mahnt: Machen wir es uns nicht zu einfach! Sind wir nicht zu redselig, wehren wir nicht zu vorschnell die Vorgabe der alten Texte als vermeintlich unzumutbar ab! Liturgie ist mehr als Gestaltungswille, Produktionslust oder das oft gezwungenermaßen rasche „Herstellen“ und freihändige „Anwenden“ von Texten. In Stocks Aufsätzen wird „Unterscheidung der Geister“ betrieben, „nicht in restaurativer, wohl aber in rettender Absicht“. Stock ist kein Nostalgiker, sondern ein geistesgegenwärtiger Kenner moderner Poesie und der feinen Zwischentöne der lateinischen Sprache. Er verwirft nicht die nachkonziliare Liturgiereform, doch legt er den Finger auf wunde Punkte, auf manches zu rasch „Gemachte“. Er fragt geduldig, was die Poesie für die Liturgie austragen kann. Nicht zufällig wurde er, der in einem der vorliegenden Essays einen sehr noblen und zugleich kritischen Dialog mit Martin Mosebach führt, bekannt als sensibler Übersetzer der niederländischen „Theopoese“ von Huub Oosterhuis, dem es gelingt, „neue Lieder“ inmitten der alten Welt zu singen!

Zwischen den Zeilen der Aufsätze hört der Leser die prinzipielle Frage heraus: Wie kann es gelingen, Bild und Begriff, Emotion und Intellekt, Wahrheit und Schönheit im christlichen Gottesdienst schöpferisch zusammenzuhalten? Hat der Liturge das Sensorium, die Resonanzböden und die metaphorische Kraft der Gebetsprache auszuloten?

Das Anliegen wird in der sorgfältigen Exegese und Analyse ausgewählter Kirchenlieder (GL 552, 606, 668),

Orationen, der adventlichen O-Antiphonen und der Sequenz „Dies irae“ durchgeführt. Stock lenkt den Blick auf die spannende Redaktionsgeschichte der Liedreform des gegenwärtigen „Gotteslobes“. War jede Neuübersetzung, Reparatur alter Liedtexte oder jede Neudichtung wirklich ein Gewinn, eine Textreformation zum Guten hin? Wurde die Übertragung in ein moderneres Sprachgewand oder das Herausschneiden irritierender Verse der Tiefenwirkung der alten Texte gerecht? Wissen wir, dass wir es auch mit kostbarem „Kulturgut“ zu tun haben? Oder haben wir es hier und da bei einigen gut gemeinten Übertragungen mit „Übersetzungsjargon“ zu tun, organisiert von einer „Sprachleitzentrale“, der das Unzumutbare der fremden Lieder suspekt und der der „Echoraum“ der Orationen unbekannt geworden ist? War die Ausmerzungen mancher alter Lieder (z.B. Friedrichs von Spee) geistlich hilfreich? Oder täte es nicht stattdessen Not, sich dem Widerständigen zu stellen, auch staunend zurückzuschrecken und sich herausfordern zu lassen? Der Essay „Wunde Punkte“ müsste zur Gänze zitiert werden; denn er diagnostiziert die (stets bedrohte) Innenseite des (Vor-)Betens, der Predigt, der Fürbitte, des Ritus, des „Gottesumgangs“. Er lenkt unser Augenmerk auf manche Merkwürdigkeiten der gegenwärtigen Lage der Religion. Er macht sensibel für die oft unterschätzte Gebärde der Gabenbereitung und anderer nonverbaler, nur behutsam hinweisender Zeichenhandlungen. Das Buch ist gespeist von der Liebe zum Reichtum und der Schönheit, der Fremdheit und der Sperrigkeit der Religion.

Die Aufsatzsammlung ist eine notwendige und zugleich „schöne“ Pflichtlektüre für Liturgen, Prediger und „Gottesdienstgestalter“. Sie wirbt um Aufmerksamkeit und Sorgfalt auch für die in den Orationen transportierte römische Frömmigkeit oder die sich in den Barockliedern ausdrückende Frömmigkeit. Sie weiß um das Risiko des Übersetzens, um den semantischen Verlust einer Übertragung, die ihr Maß allein nimmt am Kriterium der Eingängigkeit und unmittelbaren Verständlichkeit.

Denen, die an der Gestaltung des neuen Gotteslobes und des neuen Messbuchs beteiligt sind, sollten die feinsinnigen Beobachtungen Alex Stocks - hoffentlich noch rechtzeitig - eine Pflichtlektüre sein. Sie können das Sensorium schärfen, zum Kriterium werden.

Denn die leidenschaftlichen Plädoyers wissen, was auf dem Spiel steht, wenn wir vor Gott „mit der Sprache herausrücken“ und in Gefahr stehen, Gottes Präsenz bereits im Einführungsteil der Messfeier mit einem ausschweifenden Wortteppich zu bedecken. Alex Stocks Einwürfe legen mir nahe, die poetische Verdichtung der Gebets- und Liedsprache wahrzunehmen, zunächst Sympathie zu empfinden für das Fernnahe alter Texte und die Kunst der Verknappung und Verdichtung in manchen römischen Orationen. Vorbeter sollten allererst aufhören und sich erschüttern lassen, statt vorschnell in das Gängige auszu-

weichen und das Sperrige zu glätten. Stellen wir Liturgen und „Gottesdienstmacher“ uns der Zumutung der Sprache der Dichter und der uns vorangehenden Beter! Alex Stocks Beiträge erinnern uns an die Fülle und Ausstrahlungskraft des Glaubens; sie mahnen, behutsam umzugehen mit dem funkelnden Wort-Schatz, den die liturgischen Gebete, Lieder und Gesten bilden. Der Glaube kommt von weit her!

Kurt Josef Wecker

**Rainer Oberthür: Die Bibel für Kinder und alle im Haus. Gesprochen von Hildegard Meier und Rainer Oberthür. Musik von Lothar Kosse. Hörbuch mit 4 Audio-CDs in Capbox, ca. 311 Min., mit ausführlichem Booklet, 28 S. Kösel-Verlag, München 2010. In Kooperation mit dem Domradio Köln. ISBN: 978-3-466-45840-0; 21,95 Euro.**

„Der Glaube kommt vom Hören“ – dieser sprichwörtlich gewordene Vers aus Röm 10,17 greift im biblischen Original u.a. die Notwendigkeit auf, dass die Botschaft Jesu Menschen braucht, die sie glaubwürdig weitertragen. Er zeugt aber auch davon, dass das gesprochene Wort in besonderer Weise geeignet ist, den direkten Weg zu Kopf und Herz anzubahnen. In biblischer Zeit war man sich dessen bewusst: Die Propheten und auch Jesus selbst sprechen zu den Menschen, statt Bücher zu schreiben. Die Texte der Tora wurden im Gottesdienst vorgetragen, die Psalmen gesungen, die Briefe des Paulus in den Gemeinden vorgelesen. Hörbibeln tragen diesem sehr ursprünglichen Zugang zu biblischen Texten Rechnung und erfreuen sich – wie Hörbücher im Allgemeinen – einer wachsenden Beliebtheit.

Nun ist auch eine der erfolgreichsten Kinderbibeln der letzten Jahre vertont worden: die „Bibel für Kinder und alle im Haus“, 2005 auf die Empfehlungsliste des Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreises gesetzt und seit der Erstauflage 2004 mit 45.000 verkauften Exemplaren inzwischen in der 6. Auflage erschienen. Das Zustandekommen der Hörfassung verdankt sich einer Kooperation des Kösel-Verlags mit dem Kölner Domradio, wo die Hörbibel als „Geburtstagsgeschenk“ zum zehnjährigen Jubiläum für seine Hörerinnen und Hörer in 16 Folgen gesendet wird und über das Internet hörbar ist.

Das theologisch wie (religions-)pädagogisch anspruchsvolle Grundkonzept wurde ungeachtet unvermeidlicher Kürzungen und behutsamer Adaptationen bei der Übertragung in ein neues Medium gewahrt. Auch die Hörfassung bietet in den kommentierenden Passagen eine gelungene Verknüpfung von bibelwissenschaftlichen

Erklärungen mit den Lebenserfahrungen und -fragen kleiner und großer Menschen heute. Über diese Erläuterungen hinaus gibt das Begleitheft in Form eines Anschreibens eine bibelkundliche Einleitung und einen Ausblick auf die (im Hörbuch gekürzten) „Erfahrungen der Christen in den ersten Gemeinden“.

Anders als in vielen anderen Kinderbibeln werden „schwierige“ und „dunkle“ Passagen wie z.B. die Bindung Isaaks nicht verschwiegen. Rainer Oberthür, Grundschullehrer, Dozent für Religionspädagogik im Katechetischen Institut Aachen, lässt die Hörerinnen und Hörer in solchen Fällen nicht allein. Er bietet Antwortversuche an, hat aber ebenso den Mut, zum Fragen einzuladen und Fragen stehen zu lassen. Getreu der Absicht, eine Kinderbibel vorzulegen, die mitwächst und auch dem Erwachsenen glauben noch standzuhalten vermag, stellt auch die Hörfassung eine herausfordernde Zumutung im besten Sinne dar: „Mit dieser Bibel kannst du wachsen und groß werden!“

Die vorteilhaft klare Unterscheidung zwischen dem an das Original angelehnten Bibeltext und dem erläuternden Kommentar tritt durch die Möglichkeit der Besetzung mit verschiedenen Stimmen sogar noch stärker hervor. Hildegard Meier, Theologin und aus Rundfunk- und Fernsehproduktionen bekannte Sprecherin, verleiht den Bibeltexten eine ausdrucksstarke Stimme. Sie vermag – z.B. bei der Lektüre der Ijobgeschichte oder verschiedener Psalmworte – packend Emotionen wiederzugeben, stellt gleichzeitig aber auch immer den Text selbst in den Mittelpunkt und lässt den Hörerinnen und Hörern die nötige Freiheit, sich selbst in die Erzählungen hineinzuversetzen und einzubringen. Dazu tragen auch die zurückhaltenden Gitarren-Sequenzen des Musikers Lothar Kosse bei.

Dass Rainer Oberthür als der Autor der „Bibel für Kinder und alle im Haus“ die kommentierenden Texte selbst spricht, liegt konsequent auf der Linie des subjektbezogenen und dialogischen Grundansatzes. Zum einen nennt er die vorgenommene Auswahl derjenigen Worte und Geschichten, die ihm persönlich „die wichtigsten und schönsten sind“ und die er für ein Gesamtverständnis der Bibel als hilfreich einschätzt, betont „seine Bibel“. Zum anderen wählt er wie schon in der Buchfassung immer wieder die direkte persönliche Ansprache, zieht seine Hörerinnen und Hörer mit hinein in ein Gespräch über „Gott und die Welt“ und lädt sie ein zur ureigenen Aneignung des Gehörten.

Ob man diese Bibel für sich alleine oder gemeinsam hört, ob im Kindes-, Jugend- oder Erwachsenenalter, ob selektiv-episodenweise über die Jahre hinweg oder vielleicht in einer langen „Bibelnacht“ in einem einzigen großen Gang: Die „Bibel für Kinder und alle im Haus“ zum Hören wird wie schon ihre „große Schwester“ zum Lesen ihren festen Platz in den Wohnzimmern, aber auch in Religionsunterricht und Katechese finden.

Rita Müller-Fieberg

# Unter uns

## Auf ein Wort

### **Kleine Wege, sich in die Gemeinschaft mit dem großen Gott zu vertiefen**

1.

- sich an Zeiten der Stille und des Gebetes des Tagesrhythmus gewöhnen (z.B. am Morgen den Tag mit seinen Vorhaben und Begegnungen beten)
- Momente des Innehaltens regelmäßig praktizieren (z.B. wenn das Telefon klingelt: „Du bist da“ oder an den roten Ampeln „Komm Schöpfer Geist“)
- ein Leitwort mit sich nehmen (Und Jesus? Ich bin dein!)
- feste Worte des Gebetes installieren (in einer Zimmerecke, am Schreibtisch)
- regelmäßige Anbetung halten
- ein Gebet, ein Lied oder ein Gedicht in kleinen Abschnitten in einzelnen Worten den Tag über meditieren
- Gott oder sich selbst einen besinnlichen, fragenden Brief schreiben

2.

- abends, am Ende der Woche, am Ende eines „Lebens-“Jahres Zettel des Dankes schreiben.
- Kurztexte und Biographien über Heilige lesen, die Heiligenfeste bewusst begehen
- regelmäßiger Friedhofsgang
- Kurzbesuche und Kirchen und Kapellen beim Vorübergehen
- geistliche „Lieblingsorte“ immer wieder besuchen (Heimatkirche, Wallfahrtskirche)
- jeden Tag bewusst ein Gebet sprechen;
  - für einen Menschen in Not,
  - für einen Menschen, der nicht betet,
  - für einen Menschen, für den niemand betet,
  - für einen Verstorbenen,
  - für die Menschen, die von meiner Arbeit betroffen sind und mit denen ich arbeite,
  - für die Kirche und ihre Anliegen

3.

- Regelmäßig Zeiten des Nachdenkens und der Rückbesinnung in seinen Tagesablauf einbauen (z.B. abends einen Spaziergang)
- für Unterbrechungen sorgen (z.B. Besinnungstage, Exerzitien)
- die kurze geistliche Schriftlesung
- tägliche kurze Katechismuslesung
- täglich ein Gebet (und eine Geste) für einen Menschen, der nicht an Gott glaubt
- die Zeitung beten (nach der Lektüre der Zeitung jeweils eine kurze Fürbitte für die in den Zeitungsartikeln Angesprochenen)
- das Tagesevangelium und die Tageslesung langsam meditierend lesen.
- Wichtige Worte oder Verse unterstreichen und langsam wiederholen,
- einen Vers oder ein Wort in den Tag mithineinnehmen
- Tagesrückblick halten: Wo habe ich heute Gott gesehen oder übersehen?
- In kürzeren Abständen das geistliche Gespräch und das Beichtsakrament suchen.

*Weihbischof Dr. Heiner Koch*



Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E